CHRISTIAN KEYSSER

ANUTU

Mary LeCroy

Pastor J. Jensen
Lübeck-Travemünde

Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/anutu0000unse

Christian Keyßer / Anutu im Papualande

CHRISTIAN KEYSSER

Anutu im Papualande

Zweite Auflage

Im Bärenreiter-Verlag zu Kassel
1929

Zugleich Nr. 63 der
Neuendettelsauer
Missionsschriften

Das Titelbild und die Tafelbilder stellte der Verfasser zur Verfügung. — Alle Rechte, auch die des Nachdrucks einzelner Beiträge, vorbehalten. — Copyright 1926 by Glockenverlag Nürnberg

Vorbemerkung

Was hier geboten wird, ist nur ein kleiner Ausschnitt aus einem großen Bilde, nämlich dem der Erweckungsbewegung in unserem früheren Deutsch-Neuguinea bei der Neuendettelsauer Mission.

Das Bild ist nicht vollständig, aber doch umfassend. Vor allem soll es zeigen, wie es wirklich zuging. Es dürfte kaum ein Farbenton fehlen.

Man wird mancherlei auszusetzen finden. Dem Schreiber geht es ebenso. Er hat seine Arbeit bloßgestellt und der Kritik preisgegeben.

Es ist bei der Missionsarbeit wie mit dem Wandern im nächtlichen Urwalde. Weit in der Ferne sieht man die helle Lichtung, über sich gewahrt man die schimmernden Sterne, um sich hat man stockfinstere Nacht. Ohne es zu wollen, kommt man einmal vom Pfade ab. Dann stößt man an Bäume, sticht sich an Stacheln, stolpert über Wurzeln und sieht weder Lichtung noch Sterne mehr.

Aber eben daran merkt man sein Irregehen und kehrt auf den Pfad zurück, der dann endlich mit viel Auf und Ab zum Ziele führt.

Die Papuanamen sind auf der ersten Silbe zu betonen, also Ánutu, Gámbangge usw.

Neuendettelsau, November 1925

Christian Keyßer

Inhaltsübersicht

Die Käte: Der Anfang / Der Schuß / Der Häuptling Sane / Freund Jake / Das Tanzfest / Der Erfolg / Der Weiberhandel / Die Schweinehöhle / Gela / Die Wendung / Allerlei Erlebnisse / Taufunterricht / Die Taufe / Die Gemeinde / Jesus und die Papua / Nachwort

Die Hube: Der Missionsgedanke / Der Missionsanfang / Der Geisterteich / Ein menschlicher Versuch / Das Ansehen der Christen / Weitere Ausdehnung / Siege / Heidnisches Mißtrauen / Die Niederlage / Der Untergang / Wiederanfang / Der Friedensschluß / Neue Unruhe / Die große Stille / Jakabonga / Irrungen / Der Umschwung / Der Fall der alten Festung / Die Erziehung / Ausblick

Die Kâte

1. Der Anfang

Nach rund fünfzehnjähriger Geduldsarbeit in Neuguinea waren auf der erstangelegten Missionsstation Simbang die beiden Erstlinge durch Missionar Pfalzer getauft worden. Man schrieb 1899. Es waren zwei junge Männer, frühere Schüler der Missionare. Das Miti (Christentum) galt deshalb zumeist als eine Sache der „unbotmäßigen" Jugend, die Alten verhielten sich ablehnend. Mag unter der Küstenbevölkerung, den Jabim, damit immerhin das Heidentum erschuttert worden sein, von einer Wirkung auf die andersprachige und anders geartete Urbevölkerung der Berge, die „ruppigen" und „dreckigen" Kâte, war jedenfalls nichts zu bemerken. Der ersten Taufe an der Küste folgten in den nächsten Jahren weitere. Von einer Massenbewegung bei den eigentlichen Jabim ist nie die Rede gewesen.

Im Jahre 1892 wurde von dem Gründer der Mission, Johann Flierl, auch die erste Station unter den Kâte angelegt. Nach den Gründungsjahren wurde mit etwa zwei Dutzend Knaben aus der Umgegend der Schulunterricht begonnen. Die Bewohner der kleinen, armseligen Dörfer wurden reihum besucht. Zu den Sonntagsgottesdiensten kam außer wenigen gelegentlichen Besuchern trotz unermüdlicher Einladung niemand. Auf meine Frage wegen des hartnäckigen Fernbleibens erhielt ich einmal die Antwort: „Warum sollen wir kommen und hören? Euer Anutu (d. i. Gott) spricht unsere Sprache so schlecht, daß wir sie doch nicht verstehen. Außerdem könnten wir sterben müssen, denn unsere

Alten haben diese Rede nicht vernommen. Sie werden sich an uns rächen, wenn wir nicht in ihren Spuren wandeln." Der Einwand kam daher, daß wir Missionare die Sprache noch nicht beherrschten und daß infolgedessen die Wiedergabe des Bibelwortes sehr mangelhaft war. Ich bin diesem Einwurf noch öfter begegnet und habe daraus die Lehre entnommen, mit Einladungen zum Gottesdienst und Berufung auf Gottes Wort sehr vorsichtig zu sein. Mochte das Gerede der Leute auch nur eine bequeme Ausflucht sein, so gab es doch zu denken.

Durch die Schüler, die lediglich der Eisenwerkzeuge wegen bei uns eintraten, welche sie als Lohn erhielten, wurde die anfänglich herrschende, gewaltige Unwissenheit über die fremden Boten nach und nach beseitigt. Hatte man zuerst gemeint, die Weißen seien aus dem Totenreiche zurückgekehrte Verwandte, so mußte man bald diese Ansicht aufgeben. Die seltsamen Wesen waren doch Menschen, freilich überaus merkwürdige. Sie strebten nicht nach Schweinen und Schmucksachen wie die Papua. Wenn ein Schwein an der Schule vorübergetragen wurde und die ganze Klasse darüber von Neugier und Begeisterung ergriffen in Aufregung geriet, konnte der weiße Lehrer kaltherzig Ruhe gebieten und im Unterricht fortfahren. Die Weißen verstanden auch nichts von Geistern und Zauberei; sie stellten so dumme Fragen, daß die Braunen natürlich lachen mußten, und sie behaupteten in ihrer Unwissenheit, man brauche sich vor Geistern und Zauberern nicht zu fürchten. Mit so „urblöden" (mutumatane) Menschen, wie diese Fremden waren, ließ sich überhaupt kein vernünftiges Gespräch führen. Sie stellten einfach alles auf den Kopf und erschienen darum völlig unpapuanisch, ja unmenschlich.

Daneben aber besaßen diese Unmenschen fabelhafte Fertigkeiten und mußten unermeßlich reich sein. Brachte doch jedes Schiff neue Waren, so daß das Lager nie leer wurde. Warum sie nur gekommen sein mochten? Doch gewiß, um den armen Braunen, die eben noch in der Steinzeit gelebt hatten, die hochgeschätzten Eisen- und Stahlwerkzeuge zu bringen. Und weil sie Häuser bauten und Felder anlegten, so mußten sie offenbar infolge schwerer Not aus der Heimat entwichen sein. Vielleicht hatten sie dort auch allerlei auf dem Kerbholz und waren vor dem Bluträcher geflohen.

Daß wir Missionare die Heimat verlassen hatten, um ihnen Gott — Anutu — zu bringen, also einen neuen großen Geist, auf dessen Wort sie nun merken sollten, erschien den Leuten derart hirnverrückt, daß sie den Gedanken schlechterdings nicht zu fassen vermochten. Der Name dieses Geistes, Anutu, war dem Wortschatz der Küstensprache entnommen, das damit bezeichnete Wesen aber erschien als ebenso unsinnig wie seine weißen Boten. Ein Gott, der Wünsche hatte, Befehle erließ, Gehorsam erwartete, Hoffnungen erweckte, Verheißungen gab, bedeutete eine grundstürzende Neuerung. Und was für schäbige Gesandte besaß dieser „große" Anutu! Kaum zu glauben! Es waren vollendete Rüpel, die jedem anständigen Papuamenschen die größten Unverschämtheiten ins Gesicht sagten, nämlich daß alle Braunen miteinander schlecht (d. i. sündig) seien und sich von Anutu oder Jesus gut machen lassen sollten. Ja, dieser Jesus sollte gar ihretwegen gestorben sein! Welch eine sinnlose, abstoßende Botschaft! Die verdiente wirklich keinerlei Beachtung.

Andrerseits wieder waren die Fremden gute Leute, vor denen man nicht auf der Hut zu sein brauchte. Man durfte

sich Dinge erlauben, die ein Brauner todübel genommen hätte. Man konnte die Weißen sogar ungestraft bestehlen. So nahm man die tollen Querköpfe eben, wie sie waren, und suchte sie auszunützen, so gut es ging.

Nach zehnjährigem Bestehen der Station Sattelberg ist die Wirkung der Arbeit da und dort zu merken. Die Schüler, die anfangs viel Ärger und Not bereitet hatten, sind verständiger geworden und laufen nicht mehr bei jeder Schwierigkeit davon. Sogar für gerechte Strafen zeigen sie Verständnis, wenn ihnen auch der strikte Gehorsam außerordentlich schwer eingeht. Anstelligkeit und Anhänglichkeit sind ihnen nicht abzusprechen. Sie mußten sich eben erst an uns gewöhnen, ebenso wie wir Missionare uns erst mühsam in die fremde Sprache und die seltsame Gedankenwelt der Leute einleben mußten. Im Jahre 1902 redeten bereits zwei größere Schüler von der Taufe, aber der Antrieb dazu war kein tiefinneres Erleben. Einzelne Schüler versuchen nach Schluß ihrer Schulzeit in den Dörfern eine Art Andacht nach dem Vorbild auf der Missionsstation einzuführen. Aber der derbe Spott der Alten über das jämmerliche „Trauergeheul" verleidet ihnen gar bald die weitere Ausübung. Bei den Erwachsenen steht das Heidentum noch völlig ungebrochen da. Meine Aufzeichnungen beweisen, daß gerade im Jahre 1902 im Umkreis der Station mehr Leute erschlagen wurden als manches vorhergehende Jahr. 1903 kamen sogar noch etliche Fälle von Menschenfresserei vor, die natürlich streng geheim gehalten wurden.

So hat Missionsenior Flierl recht, wenn er erst das Jahr 1904 als das Jahr der „großen Wendung durch Gottes Gnade" bezeichnet. Die Einzelheiten dieser „großen Wen-

dung" sollen hier zum erstenmal im Zusammenhang veröffentlicht werden. Früher hielt ich damit zurück. Einmal, weil ich Zweifel in bezug auf den Fortgang hegte. Sodann, weil es nach meinem Empfinden gar so „menschlich" dabei zugegangen ist, daß die Kritik herausgefordert werden mußte. Andere Erweckungen konnten sich in der Öffentlichkeit sehen lassen. Da ging alles hoch und geistlich her. Da lehrte und betete der Missionar und Gott wirkte. Auf meiner Station aber war es so ganz anders. Da arbeitete der Missionar und machte Fehler über Fehler. Er dachte dabei an nichts weniger als an eine Erweckung, geschweige daß er eine solche hätte herbeiführen wollen. Er wollte nur eins: dem armen Volk in seiner Not helfen. Da gefiel es Gott, durch dieses fehlsame Tun, durch das menschliche Zufahren, bisweilen durch gesalzene und gepfefferte Reden die Herzen zu erschüttern. Dem Missionar selbst kann das nur zur Beschämung dienen. Gottes Ruhm ist hoch erhaben. Überraschend ist die Mannigfaltigkeit, mit der er da und dort wirkt. Offenbar hält er sich an keine Methode, auch nicht an eine „fromme". Erstaunlich aber wird es in alle Ewigkeit bleiben, mit was für Werkzeugen er mitunter sein Reich baut.

2. Der Schuß

Um meine Person komme ich also nicht herum, so gerne ich sie ausgeschaltet wissen möchte. So will ich mich größter Sachlichkeit befleißigen, soweit das möglich ist. Als ein erst später (1899) in die Arbeit Eingetretener hatte ich die großen Anfangsschwierigkeiten nicht miterlebt. Das bedeutete zweifellos einen Nachteil. Man sagte mir auch gelegentlich: „Du hast leicht reden und urteilen, jetzt, wo die Leute bereits zahm geworden sind." Aber gewiß hatte das spätere Kommen auch seinen Vorteil. Man stand fester in der Gegenwart und rechnete nur mit dieser, ohne an die Vergangenheit zu denken.

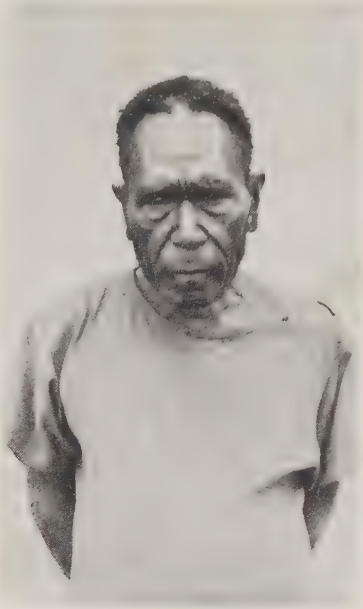
Ich war erst zwei Jahre im Lande und konnte also mit vollem Recht noch als grüner Junge gelten. Da wurde — Juli 1901 — in der Nähe der Station ein junger Mann erschlagen, den ich gut kannte. Ich war manchmal bei ihm gesessen und hatte mich mit ihm unterhalten. Ursache der Tat: Er sollte jemand verzaubert haben. Nähere Umstände: Man hatte ihn in Stücke geschlagen. Während die älteren, erfahrenen Brüder ruhig blieben, empörte mich dieses unaufhörliche Totschlagen und ich wollte etwas dagegen tun, irgend etwas. Ich gewann drei junge Burschen für den Plan, den „Mördern" eine scharfe Strafpredigt zu halten. Ich wollte die Leute auf Gott hinweisen, aber auch auf die deutsche Regierung. Wenn sie von der Sache erfahre, dann flögen die Kugeln. So nahm ich ein Gewehr mit, um den Männern die Wirkung der Kugeln an einem Baum vorzuführen. Als mich jedoch der Haupttäter nahen sah, floh er und nur ein

Geisterhöhle in einem Bachbett

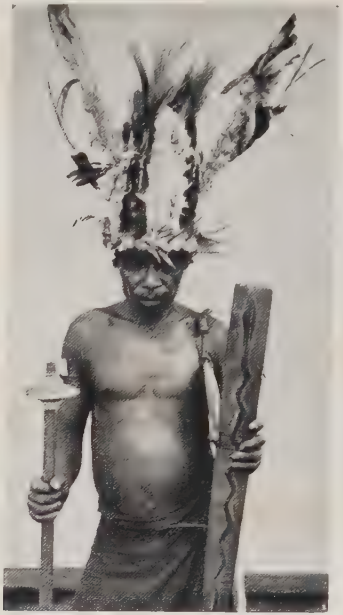
Mânziâwi, Geisterplatz und Wasserfall

Fluß in einem Hochtal, 1000 m hoch

Der Häuptling Jake und seine Frau Gâmâ



Gela, Häuptling von Masangko



Kâtemann im Festschmuck

Schreckschuß in die Luft folgte ihm nach. Was an alten Männern und Weibern in den Hütten saß, stob schreiend davon; die junge Mannschaft befand sich im Felde.

Niemand ließ sich mehr sehen, so war jede Aussprache unmöglich und wir zogen ab. Ich überlegte meine Handlungsweise, besprach sie auch mit meinen braunen Begleitern. Sie meinten, papuanisch-heidnisch hätte ich gewiß nicht gehandelt, dahin würden mich die Leute keinesfalls mißverstehen. Es sei niemand erschossen worden, nicht einmal ein Schwein; wir hätten auch nichts weggenommen, nichts zerstört; so machten es Heiden niemals. Von denen bekam ich also gar noch eine Anerkennung. Missionar Vetter, dem ich den Vorgang erzählte, tadelte mich, meinte aber auch, mein Auftreten werde nichts schaden. Zwei Tage später kam ein Mann aus dem Nachbardorfe — Fainâ hieß er — auf die Missionsstation und verkündigte mir in der breiten Öffentlichkeit des Stationsplatzes mit großem Ernst das Gericht. Wie ein Seher stand er da und rief: „Die Wanaleute haben dir den Tod geschworen! Sie werden dich umbringen wie den Zerstückelten, für den du eingetreten bist!" Eine recht nette Botschaft! Die paßte ganz zu dem „Evangelium", das ich den Mördern gebracht hatte. Ich war öffentlich blamiert, wenigstens empfand ich es so. Nun hatte ich mit meiner menschlich-treiberischen Art die Bescherung.

Mein Tagebuch bringt anklagende wie entschuldigende Gedanken: „Unüberlegt habe ich nicht gehandelt. Ich hatte auf dem Wege Zeit genug zum Nachdenken, habe auch Gott um seinen Beistand angerufen, er möchte mich leiten und mich die rechten Worte finden lassen. So zu schießen hatte ich nicht vor, aber wer konnte wissen, daß der Mörder gleich davon-

laufen würde. Schießen hätte ich auf keinen Fall sollen. Aber ich glaubte, dadurch Eindruck zu machen. Ich dachte, es könnte gut sein, wenn den Leuten der Schreck etwas in die Glieder fährt. Vielleicht bekommen sie dadurch etwas mehr Respekt und vielleicht wird auch jemand damit das Leben gerettet. Diese unverschämte Gesellschaft hat ohnehin mit uns getan, was sie wollte. Auf der Station Simbang stehlen sie wie die Raben. Zu Gottes Wort lachen sie nur. Ich weiß wohl, daß ein Schreckschuß ihr Wesen nicht ändert und sie um kein Haar besser macht. Aber vielleicht werden sie in ihrem Verhalten zu uns doch etwas anständiger. — Ob der Schuß sie nicht erst recht verstockt? Soweit ich die Schwarzen kenne, ist das nicht zu befürchten. — Herr zeige mir deine Wege und lehre mich deine Steige! Gib mir Weisheit im Umgang mit diesem Volk!"

Es folgt in dem Tagebuch die Mahnung eines Missionars: „Mit Sanftmut überwindet man die Herzen." Dazu die Bemerkung: „Im Neuen Testament ist das am Platz. Zuerst aber muß doch das Gesetz seine Wirkung getan haben, oder die Leute müssen wenigstens die Sanftmut zu würdigen wissen. Die Kâte aber sehen bis heute die Sanftmut als Dummheit an. Sie verstehen die Milde erst, wenn sie den Ernst erkannt haben." Endlich findet sich die Bemerkung: „Meine Handlungsweise ist begreiflich, aber nicht richtig und darum auch nicht zu rechtfertigen." Ferner: „Gott verzeihe, was ich in dieser Sache gesündigt!"

Die Überraschung war nicht gering, als nach zehn Tagen von den Wanaleuten ein kleines Schwein als Sühnegabe gesandt wurde mitsamt der Bitte, man möge bei der Regierung keine Anzeige erstatten, die Leute würden in Zukunft

Frieden halten. Das war mehr, als ich zu hoffen gewagt hatte.

Ein Beispiel ist hier gegeben, wie man es bei einem Missionar, der doch geistlich handeln soll, kaum erwarten wird. Man kann sehen, wie Richtiges und Falsches durcheinander geht. Aber man stelle sich die Lage vor! Die Missionare sind gute Menschen, denen man ständig Dinge zu bieten wagt, die sich kein Eingeborener gefallen ließe, Dinge, die auch gegen Sitte und Recht der Leute selbst verstoßen! Man witzelt und lacht über die Gottesboten, weil man sie, wie Missionar Pfalzer einmal schreibt, für „dumm und feige" hält; ja manchmal behandelt man sie geradezu verächtlich. Ich erinnere mich z. B. des folgenden Ausdrucks, den ein Missionar ruhig einsteckte: „Lepine go, âtetunggupe lamu!" d. h. „Du Schlechter, ich gebe dir gleich einen Fußtritt, daß du davonfliegst!" Und das nur deshalb, weil der Missionar nicht auf die unverschämten Forderungen des Mannes hörte. War der sonst hochlöbliche, echt christliche Sinn, welcher sich sanftmütig und demütig alles gefallen läßt, einem solchen Volk und so ruppigen Menschen gegenüber angebracht? Er war freilich angebracht, nur sollte er sich immer so äußern, daß die Leute nicht den Eindruck der Torheit und Schwäche erhielten. Wir haben da allerlei lernen müssen.

Der Mörder — Pipisako — ist später von mir getauft worden. Ich sprach mich natürlich mit ihm aus. „Hast du damals gefürchtet, ich würde dich erschießen?" fragte ich ihn. Er antwortete: „Nein, aber ich wollte dir auflauern." „Und dann hättest du mich gespießt?" forschte ich weiter. „Nein, nur gejagt, wie du mich gejagt hast."

3. Der Häuptling Sane

Auf dem Heimweg nach der eben erzählten Schreckschußgeschichte blieb ich im Dorfe der Wasaleute über Nacht. Abends saß ich mit den Männern am Feuer. Daß die Unterhaltung nach dem Ereignis des Tages eine besonders lebhafte war, ist begreiflich. Als meine Begleiter berichteten, wie die erschreckten Frauen sich ihnen dargeboten hätten mit dem Ruf: „Nehmt uns, nehmt uns!", da schalten die Dorfbewohner, daß sie die Weiber hatten laufen lassen anstatt sie mitzubringen. Dadurch sah sich der Missionar veranlaßt, die Leute auf ihre böse Art aufmerksam zu machen. Diese aber protestierten: Frauen von einem Kriegszug mitzubringen, zumal wenn sie sich noch selbst anböten, sei ehrliches Beutemachen. Man redete viel hin und her. Schließlich langte der Missionar wieder bei seiner alten Leier an, daß alle Menschen schlecht seien und daß deshalb der große Gott Anutu seinen Sohn gesandt habe, um ihnen zu helfen. Mit gewaltigem Redeschwall suchte man dem Ankläger zu beweisen, daß seine Behauptung eine große Unwahrheit sei. Schließlich erhob sich der angesehene Meanu und rief: „Du magst recht haben, daß alle schlecht sind, aber von mir sollst du so etwas nicht sagen!" Mit Hilfe meiner Begleiter gelang es, den Mann zum Schweigen zu bringen.

Die Leute wirklich innerlich zu überwinden, war unmöglich. „Du kennst uns gar nicht! Du bist nicht hier geboren! Wir haben noch nie aus einer Schüssel mit dir gegessen! Wie kannst du da sagen, wir seien schlecht? Und dann kommt uns

nicht immer mit euerem Gott! Von dem wissen wir nichts, auch unsere Väter kannten ihn nicht. Er geht uns nichts an. Warum läßt er uns immer ohne jede Veranlassung beschimpfen? Wir haben ihm noch nie etwas gestohlen und doch schickt er euch her, um uns beständig Vorwürfe zu machen! Soll er doch selber kommen und sich einmal zeigen, damit wir ihn sehen!" Meist wahrten die Leute dem fremden Gast gegenüber den papuanischen Anstand und widersprachen nicht in seiner Gegenwart. Nur selten ließen sie sich zu einer solchen Entgegnung fortreißen.

Nach dem sechsten Gebot erwähnte ich das fünfte: „Habt ihr Wasa nicht die beiden Männer Zemanggeng und Seno erschlagen? Das war ein Unrecht, denn Gott hat geboten: Du sollst nicht töten!" Einen Augenblick waren die schreienden Männer still. Der Missionar glaubte, sie fühlten sich getroffen. Aber so einfach ist bei den Papua das Treffen ins Zentrum nicht. Die Leute fragten sich nur, wer diese Tat dem Weißen verraten haben mochte; denn diese Fremden brauchten wirklich nicht alle Vorkommnisse zu erfahren, zumal sie sich naseweis in alles einzumischen pflegten und zwar immer im Namen ihres Gottes. Im übrigen aber erschien ihnen der Vorwurf völlig verfehlt, und zudem war das Geschehnis veraltet. „Wollt ihr die Untat leugnen?" fragte der Missionar noch einmal. „O nein," lautete die Antwort, „wir brauchen nichts zu leugnen. Es war eine gute Tat, die zwei Zauberer aus der Welt zu schaffen." „Was? Ihr wollt den Mord als eine gute Tat hinstellen?" „Gewiß! Zauberer beseitigen ist immer etwas Gutes. Die Zauberer sind die schlechtesten unter allen Menschen; sie morden heimlich durch die Kraft ihrer finsteren Kunst. Man kennt sie nicht und kann sich

ihrer deshalb nur schwer erwehren. Jeder Zauberer sollte ohne Umstände totgeschlagen werden. Sie alle auszurotten wäre die größte Ruhmestat." — „Ihr redet so, weil ihr Heiden seid und Gott nicht kennt. Wäret ihr Kinder des himmlischen Vaters, so würdet ihr auf sein Wort merken. Ihr würdet an ihn glauben und er würde euch beschirmen." „Und wäre dann jeder Zauber wirkungslos?" „Ganz gewiß!" „So würde dann niemand von uns mehr sterben?" forschten die Zuhörer in großer Spannung. Leider mußte ich ihnen nun eine schwere Enttäuschung bereiten: „Doch. Der Tod ist da als der Sünde Sold und wird dableiben. Aber Gott hat seinen Sohn Jesus, den Fürsten des Lebens, gesandt. Wer an den glaubt, der wird einst wieder auferstehen zum ewigen Leben." „So muß man also doch sterben?" fragte einer hoffnungslos. „Ja," lautete die Antwort, „alle Menschen müssen sterben, weil alle böse sind. Nur wer rein wäre, würde den Tod nicht schmecken."

Im Anschluß hieran wurde die Geschichte des Sündenfalles erzählt. Sie machte Eindruck. Aber die Leute erregten sich nur über Adam und Eva und verstiegen sich zu der Behauptung, sie hätten in der gleichen Lage eine solche Torheit gewiß nicht begangen. Die Unterhaltung dauerte lange. Aber die Zuhörer schweiften immer wieder ab, entschuldigten sich und waren nicht wirksam zu fassen. „Der Tod ist der Sünde Sold", darauf blieb der Missionar bestehen. Die Eingeborenen konnten das nicht begreifen. Aber dem Häuptling Sane ging dabei ein Licht auf. Den Missionaren erwies man offenbar einen Gefallen, wenn man kräftig über die Bosheit der Menschen schalt. Nun, das konnte er auch, sogar noch viel besser als die Weißen mit ihrer holperigen Sprache. So fing er denn an, eine Strafrede

zu halten. Bald zog er alle Register, deren seine Stimme fähig war. Da er beim Schreien auf den Boden schlug, bekam ich den Eindruck wie von einem Gewitter. Es donnerte und knatterte. Nach der Sprechweise der Papua flaute der Ton ab, um sich plötzlich wieder zur vollen Kraft zu erheben. Dabei brauste der Strom seiner Rede mit solcher Schnelligkeit dahin, daß ich bald kein Wort mehr verstand. Die Männer saßen still umher. Als Sane schwieg, war's wie Ruhe nach einem gewaltigen Sturm. Ich glaubte, alle Zuhörer müßten tief bewegt sein. Eitel Täuschung! Der einzige, den die Rede ergriffen hatte, war der Missionar. Die Braunen begannen alsbald wieder zu schwatzen und zu lachen. Aber um dem Gast eine Freundlichkeit zu erweisen, erkundigte man sich nach dem nächsten Sonntag und versprach, zum Gottesdienst auf die Station zu kommen und „gut" werden zu wollen. Natürlich erschien niemand.

4. Freund Jake

Jake war ein echter Papua voller Schlauheit, fast möchte man ihn einen gewiegten Diplomaten nennen. Er war sehr verständig, geistig regsam, hatte für alles Interesse und besaß im Grunde eine gutmütige Veranlagung. Bei alledem offenbarte er eine große Gewandtheit und wußte immer seinen Vorteil wahrzunehmen. Als ich nach einjährigem Aufenthalt in seinem Dorf meinen ersten Besuch machte, behandelte er mich mit großer Aufmerksamkeit. Jedenfalls sagte er sich, daß das Gastgeschenk der Aufnahme und Behandlung entsprechen werde und er hatte recht damit. Seit jener Zeit — August 1900 — fühlte ich mich zu dem Mann hingezogen, denn von ihm konnte man offenbar viel lernen. Mit weit größerer Bereitwilligkeit als andere Leute gab er stets auf Fragen Bescheid, wollte auch selbst immer allerlei Aufschlüsse haben. Ende 1902 ergab sich eine Gelegenheit, etliche Wochen hindurch fast täglich mit ihm zusammenzutreffen.

Wenn ich an jene Zeit zurückdenke, muß ich mich wundern, wie gut sich der junge Missionar und der wohl doppelt so alte heidnische Häuptling verstanden. Freilich nahm sich der Missionar viel Zeit zur Pflege des Verhältnisses. Während die braunen Jungen nach dem Schulunterricht ihr zugewiesenes Maß von Arbeit ausführten, begab sich der Missionar mit Jake auf die Jagd oder zum Fischen. Wieviel Neues sah er dabei und wieviel Seltsames ließ er sich erzählen oder erklären! Vielleicht regte sich dabei zum erstenmal das Gefühl wirklicher Achtung vor den so tiefstehenden Menschen, viel-

leicht auch das wirkliche tiefe Mitleid, das erst auf dem Boden gründlicher Kenntnis und tatsächlicher innerer Verbundenheit erwächst. Auch sprachlich habe ich nicht wenig von dem redegewandten Mann gelernt. Die biblischen und anderen Geschichten hörte er stets mit Aufmerksamkeit an. Innerlich ergriffen schien er, als ich mit ihm über die Bedeutung des Erlösungstodes Jesu sprach. Aber auch die Erzählung von Sonne, Mond und Sternen, von der mit Hilfe einer Kokosnuß vorgeführten Drehung unserer Erde und ähnliches überraschten ihn in gleicher Weise und rissen ihn zu lebhaften Ausrufen des Staunens fort. Etliche Male erwähnte er sogar seine früher begangenen Schlechtigkeiten. Daß dies vor den Schülern geschah, war jedoch ein Zeichen, daß es nicht tief bei ihm ging und er sich nicht wirklich seiner bösen Taten schämte. Was er hörte, pflegte er in der lebhaftesten Weise an seine Dorfgenossen weiterzugeben.

Das gute Verhältnis zum Missionar brachte den Mann sogar einmal in Konflikt mit etlichen seiner Volksgenossen. 1903 machte ich nämlich nach dem Tode eines jungen Mannes in Jakes Begleitung einen Trauerbesuch. Angesichts der aufgebahrten Leiche gebärdete sich ein einflußreicher Mann aus der Nachbarschaft über die Maßen erregt. Beständig schrie er, der Tote sei verzaubert worden und müsse durch Blut gerächt werden. Jake widersprach und nicht wenige stimmten ihm zu. Dadurch geriet der Hetzer nur noch mehr in Wut. Nachher ging das Gerücht und drang auch zu Jakes Ohren, daß der erboste Mann ihn zu beseitigen gedroht habe. Und sollte der weiße Mann für seinen braunen Freund einzutreten wagen, so werde man auch mit ihm fertig zu werden wissen. Voll Zorn eilte Jake bei der Nachricht mit etlichen seiner

Freunde in das Dorf und blies auf der Tritonmuschel Alarm, da sich die Bewohner im Felde befanden. Sie eilten herbei und beruhigten den empörten Häuptling, der seinem Gegner Kampf ansagte. Daraufhin fühlte sich der andere nicht mehr sicher, sondern floh auf die entgegengesetzte Seite des Flußtales. Mit Jake war nicht zu spaßen; er galt als ein Mann, der gerne den Speer schwang, und er hatte erst kurz vorher einen Gegner erschlagen lassen.

Häufig hatte ich mit Jake darüber gesprochen, wie man dem Papuavolk helfen könnte. Zuerst vertrat er die Meinung, man sollte sämtliche Zauberer totschießen, das wäre die einfachste und einzige Lösung. Ich suchte ihm begreiflich zu machen, daß dies überhaupt keine Lösung sei, denn beim nächsten Todesfall würden die Leute doch wieder Zauberei als Ursache annehmen. Der Glaube an die Zauberei müßte entwurzelt werden. Nach mancherlei Beratungen kamen wir überein, miteinander ein Fest zu veranstalten. Jake hatte seinen Willen durchgesetzt, es müsse ein Tanzfest sein, denn anders brächten wir die Leute niemals zusammen. Tanz bedeute Friede, ein tanzloses Unternehmen dagegen werde auf das größte Mißtrauen stoßen und die meisten der Geladenen würden überhaupt nicht erscheinen. Also Tanz! Aber was würden meine Mitmissionare sagen, wenn sie erführen, ich als Jüngster ihres Kreises spiele die Rolle des Mitveranstalters eines heidnischen Tanzfestes? Waren derartige Dinge nicht Schrullen und Steckenpferde und „Handgrifflein einer sinnreichen Lieb", mit denen hier die Predigt des Evangeliums verquickt werden sollte? Ich glaube nicht. Es ergab sich alles so ungezwungen als möglich.

5. Das Tanzfest

Im November 1903 fand das Fest statt. Jake hatte es nicht aus dem Auge verloren. Ja der Missionar hatte schließlich selbst dazu eingeladen. Weil Jake wegen der Verköstigung der Gäste jammerte, stiftete ich sogar 120 Pfund Reis. Damit erwarb ich mir eigentlich erst die Ehre, als Mitveranstalter zu gelten, und das Recht, ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Damit aber das Essen nicht als Hauptsache angesehen werde, fand kein Schweineschlachten statt. Als Ziel galt, die Zauberer bloßzustellen und die heimlich getriebene Zauberei so in Mißkredit zu bringen, daß das Zaubern, wenn auch nicht aufhöre, so doch einen schweren Stoß erleide. Das Fest der Heiden sollte in keiner Weise christlichen Anstrich erhalten; es sollte weder gesungen noch gebetet noch gepredigt werden, nur die Wahrheit sollte einmal an einem einzigen Punkt kräftig in die heidnische Finsternis hineinleuchten. Nur wenige Vertraute waren von Jake in den Plan eingeweiht.

Leute aus allen Richtungen folgten der Einladung. Der Tanz zog, und den Mißtrauischen erschien die Anwesenheit eines Missionars als genügende Bürgschaft für die Sicherheit. Auf dem Festplatz in Jakes Dorf Bâle (Dobeo) wurden die Gäste begrüßt. Die Angehörigen jedes Distrikts bildeten eine Gruppe für sich. So war es von alters her. Neu und auffällig dagegen erschien, daß niemand eine Waffe trug. Die beiden Veranstalter hatten das zur Vorbedingung des Besuches gemacht. Alle Männer hatten sich gefügt und im

Walde in der Nähe des Dorfes ihre Speere abgelegt. Abends ließ Jake, der sich tagsüber bereits gänzlich heiser geschrien hatte, die Mahnung ausrufen, jedermann möge sich vor Festfriedensbruch durch allerlei Verführung, Zauberversuche und feindselige Reden hüten. Ein Abendessen gab es nach papuanischer Sitte für die Gäste nicht. Wer Hunger empfand, mußte von mitgebrachter Speise zehren.

Nach Einbruch der Dunkelheit hörte man in der Ferne die ersten Trommelschläge. Neues Holz, das in Haufen dalag, wurde den Feuern zugeführt, lange Bambusfackeln bereitgehalten. Sehr langsam zogen die Tänzer heran. Bei den Papua tanzen nur die Männer. Sie waren weiß und rot bemalt, dazu reich mit Schmuck aus Muscheln, Hunde- und Schweinezähnen bedeckt. Auf dem Kopfe trugen sie weiße Federhelme mit oft meterhohen, wippenden Federbüschen. In der Hand hielt jeder seine langformige Holztrommel, auf welcher er mit der Hand den Takt schlug. Dazu wurde gesungen. Auch die Zuschauer sangen mit. Das Getümmel währte mit einer kurzen Eßpause nach Mitternacht bis zum Morgen. So verlangte es die papuanische Ehre. Ein Herr aus Deutschland machte sich einmal über diesen „blödsinnigen Rummel der Wilden" lustig. Ja, aber wie geht es denn bei uns zu? Außerdem trinken die Papua nicht und bleiben darum nüchtern.

Am Morgen begann die Aussprache. Der Missionar wies hin auf die allgemein gefühlte Not der Zauberei und Zauberfurcht. Dieses Unwesen sei ein giftiges Geschwür am Volkskörper, das aufgeschnitten werden müsse, ehe Besserung eintreten könne. Jake folgte. Die wegen seiner Heiserkeit nur geflüsterten Worte mußte er durch den Mund eines anderen

Mannes der Versammlung zu Gehör bringen. Immerhin machte er Eindruck mit dem Bekenntnis, daß er an Mogas Ermordung (Februar 1902) schuld sei. Der Häuptling Sane schwang eine gewaltige Verteidigungsrede und leugnete jede Zauberei. Aber schließlich mußte er zugeben, daß er durch andere habe zaubern lassen. Ja er erwähnte sogar den Nachbarhäuptling Gambangge als einen, den er erst kürzlich durch diese finstere Macht habe aus der Welt schaffen wollen; doch sei der Zauber wirkungslos geblieben. Gambangge quittierte mit der Eröffnung, er habe Sane ebenfalls durch Zauberei morden wollen, aber auch ohne Erfolg. Bai, vielleicht der schlimmste Zauberer, verteidigte sich mit wenig Glück und mußte schließlich verstummen. Geradezu schmählich fiel ein gewisser Misa herein, der trotz heftigsten Leugnens der Zauberei überführt und ausgejohlt wurde. Nach einigen Stunden wurde geschlossen mit der Mahnung an alle Versammelten, das erkannte Böse zu meiden und auf Gottes Wahrheit zu merken. Jake wünschte noch einen besonders kräftigen Schluß. Auf seinen Wunsch ließ Br. Keppler, unser erster Laienhelfer von Australien, der mir Freund und Mitarbeiter war, zwei Schüsse knallen. Echt papuanisch! Dann wurde die Festmahlzeit in großen Holzschüsseln aufgetragen. Eine Viertelstunde danach war nichts mehr davon übrig und die Gäste brachen auf, von den Dorfbewohnern freundlich verabschiedet.

6. Der Erfolg

Etwas Derartiges war noch nie vorgekommen. Als der Miſſionar zu Beginn der Beſprechung die Namen der Männer verlas, die heimlich der Todeszauberei beſchuldigt wurden, ſchienen die Leute erſt ſo verblüfft, daß ſie nicht wußten, wie ſie ſich ſo einer rückſichtsloſen, öffentlichen Bloßſtellung gegenüber verhalten ſollten. Später hörte ich, einige von den Genannten ſeien ſo ergrimmt geweſen, daß ſie ſogar den Gaſtgeber Jake umbringen wollten. Es iſt jedoch ganz regelwidrig und unpapuaniſch, aus einem ſolchen Grunde jemand zu erſchlagen. Dieſe Drohungen waren gewiß nicht ernſt zu nehmen. Sie zeigten eigentlich nur den Eindruck, der erreicht worden war. Als ich nach dem Feſt Jake gegenüber meine Bedenken äußerte, beruhigte er mich: „Laß nur! Die Leute ſind dumm und werden auf einmal nicht geſcheit. Ich war auch ſo unverſtändig; dann ging mir plötzlich ein Licht auf, und von da an wurde mir eins nach dem andern klar. Ich verſtehe auch jetzt noch vieles nicht; aber das wird wohl mit der Zeit kommen."

Wie ſoll man nun dieſe Veranſtaltung beurteilen? Iſt es geiſtlich, ſo zu handeln? Läßt ſich ein ſolches Auftreten vor Gott rechtfertigen? Ich will gern der erſte ſein, der dieſe Fragen mit Nein beantwortet, wiewohl ich vor Gott meiner Sache ſicher war. Ich meine, hier hat, wie ſo oft, ein richtiger Gedanke eine mangelhafte Form erhalten. Das Richtige ſehe ich in dem Bemühen, an die Volksnot wirklich heranzugehen, und zwar mit Gott und ſeiner ſchneidenden Wahr-

heit. Ferner suchte ich das Volk als Ganzes zu erfassen. War es auch in viele kleine Teile zersplittert, Zusammenhänge waren doch vorhanden, selbst wenn sie meist feindseligen Charakter trugen. Abstoßende Beziehungen sind eben immer noch Beziehungen. Furcht voreinander und Rücksicht aufeinander bedeutete immer noch eine Verbindung. Dazu kam gleiche Sprache und gleiche Sitten. So eifrig ich mich um einzelne mühte, so beherrschte mich doch nebenher das unklare instinktive Gefühl, daß man sich zugleich auch an das Volksganze wenden dürfe, wenden müsse und wenden könne. Die Versammlung war ein erster tastender Versuch in dieser Richtung.

Die Auseinandersetzung hatte auch eine greifbare Wirkung, die jedenfalls nicht zu verkennen war und von den Eingeborenen selbst stark behauptet wurde. Im Jahre 1902 wurden im weiteren Umkreis der Missionsstation neunzehn Personen erschlagen, 1903 nur noch fünf, 1904 überhaupt niemand mehr. Natürlich ist dieser Erfolg im Grunde der ganzen Missionsarbeit zuzuschreiben; ohne sie wäre auch das Fest gar nicht möglich gewesen. Leider nützten wir nun aber den Eindruck auf die Leute nicht missionarisch aus und so verflog er wieder. Uns Missionaren fehlte damals noch die Erfahrung auf diesem besonderen Gebiet. Manche Missionare haben da später interessante Dinge erlebt, die sie einmal selbst erzählen mögen. Die Folge war, daß es mit dem Ganzen nicht vorwärts ging, wiewohl bei etlichen einzelnen die Frucht unserer Wirksamkeit offenbar wurde.

Im Jahre 1902 hatte einer unserer Schüler zum erstenmal von der Taufe geredet. Wie sich aber bald herausstellte, war es ihm nicht tiefer Ernst damit. Juli 1903 sprach ich zu unse-

ren Stationsschülern über die Geschichte vom verlornen Sohn. Beim Singen des Schlußliedes bemerkte ich, daß Aijang, einer der aufgeweckteſten Burſchen, weinte. Nachher kam er in mein Zimmer und ſprach ſich aus. Er äußerte auch den Wunſch nach der Taufe. Ebenſo ſein Kamerad aus demſelben Dorf, Kupa. Den beiden war es zweifellos redlicher Ernſt und ſie hatten Gottes Hand in ihrem Herzen geſpürt. Senior Flierl erteilte ihnen Taufunterricht und taufte ſie an Epiphanias 1904. Aber auch dieſe Taufe bedeutete für das Volk keinen kräftigen Ruck vorwärts. Die beiden Erſtlinge erwieſen ſich anfangs eifrig, aber ohne eine entſprechende praktiſche Aufgabe erlahmten ſie ſehr bald und kamen alle beide mit einer gefährlichen Frau ſchmählich zu Fall.

Haus im Sattelberggebiet. Moderner Baustil.
Die Wände sind mit Brettern verschlagen

Kâtedorf im Westen vom Sattelberg

Gruppe von Kâteleuten

Getaufte Kâtehäuptlinge

7. Der Weiberhandel

Jakes Nichte, Jagong, war ein hübſches Mädchen und von klein auf einem jungen Manne rechtsgültig zugeſprochen. Während dieſer nun drei Jahre auswärts im Dienſte der Weißen ſtand, hing ſich ſeine Verlobte an einen anderen Burſchen. Nach vielem Geſchrei und langen Auseinanderſetzungen wurde der Handel geſchlichtet. Das Mädchen wurde ſeinem Erwählten überlaſſen, der nach Landesſitte bezahlen mußte. Nicht lange danach fand ein Tanz ſtatt. Die junge Frau erkannte zu ihrem Ärger, daß ihr Mann ein ſchlechter Tänzer war. Wie langſam er ſich drehte, wie er ohne Schneid ſprang, wenn andere leichtfüßig und gewandt umeinander wirbelten! Die Stimmung in ihrem Herzen ſchlug jäh um. Sie wollte einem der eleganten, ſchmiegſamen und biegſamen Tänzer angehören.

Der ſchneidigſte von allen war unſtreitig der Häuptling Jumaiang, eine ſehnige Geſtalt mit charakteriſtiſchem Kopf. Derſelbe beſaß jedoch bereits drei Frauen, und die erſte, oberſte galt als keine ſanfte Herrin. Doch Jagong fand Gefallen an dem Mann. Zudem war er bedeutend, gefürchtet, wohlhabend. Er würde ſie auch ſchwerlich verſchmähen, denn ſie war blutjung und eine der hübſcheſten in der Gegend. So gab ſie ihm möglichſt unauffällig ihre Neigung zu verſtehen. Jumaiang war ſogleich einverſtanden. Er erbot ſich, ihrem Mann den für ſie gezahlten Preis zurückzuerſtatten; aber der junge Ehemann wollte nicht verzichten, ſondern wies das Angebot entſchieden von ſich. Bald wurde auch die Frau wieder wankend. Vierte und jüngſte Frau in einem papuani-

ſchen Haushalt zu ſein, ſich von den älteren Mitfrauen herumkommandieren laſſen zu müſſen, erſchien Jagong doch nicht als begehrenswertes Los. So wollte ſie den jungen Gaiwaka haben. Aber der beſaß auch ſchon eine Frau. Kurz, es gab bald ein fürchterliches Durcheinander. Jake wollte dem Wirrwarr ein Ende bereiten und ſchlug einen Frauentauſch vor, aber der Verſuch mißlang.

Da griff der gewalttätige Jumaiang kräftig ein und machte kurzen Prozeß mit der Erklärung: „Die Frau iſt mein, hier iſt die Bezahlung für ſie.“ Er war nicht wenig überraſcht, als ſich die junge Frau entſchloſſen weigerte, ſein eigen zu ſein. Der Häuptling war jedoch nicht der Mann nachzugeben und ſich von dem Weibe zum Narren halten zu laſſen. Er holte ſie einfach in ſein Haus. Da floh die Frau drei Stunden weit in ein Dorf zu Bekannten. Jumaiang holte ſie mit Gewalt zurück. Er drohte ihr mit dem Speer, wenn ſie ihm nicht gutwillig folge. Nach etlichen Tagen war ſie wieder verſchwunden. Und zwar ſtand ſie plötzlich vor dem Miſſionar! (Es war im Februar 1904.) Sie erklärte, nicht mehr von der Miſſionsſtation weichen zu wollen, ich ſolle ſie als Dienerin meiner Frau behalten und beſchützen. Was war zu tun? Natürlich wollte ich ſie nicht annehmen. Es gibt nicht leicht etwas Übleres und Ärgerlicheres als heidniſche Ehehändel. Aber die Frau war nicht mehr fortzubringen. Sie bat ſo jämmerlich, daß ſie mir leid tat. Darum ſandte ich Botſchaft an ihren Onkel Jake, er möge zu einer Beſprechung kommen. Eiligſt erſchien er auf dem Plan und wollte die böſe Nichte ohne Umſtände mit fortnehmen. Aber ſie ſträubte ſich entſchloſſen und flehte mich an, ſie nicht auszuliefern.

Jake mußte unverrichteter Dinge nach Hause. Zwei Tage später kam er mit Jumaiang wieder. Mit diesem verhandelte ich mehrere Stunden. Alles war vergebens; der Mann schien hart wie ein Fels: „Gib die Frau heraus, sie ist mein! Du hast kein Recht, dich in unsere Angelegenheiten zu mischen und sie mir vorzuenthalten!“ Der Häuptling sprach in drohendem Ernst. „Haben wir nicht erst vor kurzem das Friedensfest gefeiert, und habt ihr nicht versprochen, Frieden halten zu wollen?“ fragte ich. Diesen Einwurf erkannte Jumaiang an, ließ mich auch als Zugehörigen zum papuanischen Rechtsverband gelten und erbot sich, mich mit einem wertvollen Schmuckstück zu bezahlen. Aber so ein Handelsgeschäft mußte ich ablehnen: „Mir ist es nicht um Bezahlung zu tun, sondern um das, was vor Anutu, unserem Gott, recht ist. Du hast drei Frauen und willst jetzt noch eine vierte mit Gewalt dazu nehmen, das ist ein Unrecht.“ „Ich habe sie bezahlt, darum ist sie mein und ich werde sie nicht mehr loslassen“, beharrte der heidnische Starrkopf. Ich gab schließlich nach und die Frau wurde weggeführt.

Nach etlichen Wochen hörte ich, sie sei abermals entlaufen, sei zurückgeholt und geschlagen worden. Nach einigen weiteren Wochen stand Jagong wieder vor mir, ein Bild zum Erbarmen. Sie bat inständig, sie nicht wieder fortholen zu lassen. Ich versprach wenigstens, nichts von ihrer Anwesenheit bekanntgeben zu wollen. Drei Tage später erschien Jumaiang auf der Bildfläche. Er hatte sie doch aufgespürt. Die Verfolgte floh in unser Schlafzimmer und kroch unter das Bett meiner Frau mit dem jammervollen Gebettel, sie dazulassen. Ich trat nun doch wieder für sie ein und Jumaiang ging zornig von dannen. An seiner Statt erschien Jake. Er

überraschte seine Nichte im Hofe, hielt sie fest und schalt sie heftig wegen ihrer Liederlichkeit. Auf ihr lautes Geschrei eilte ich hinzu. Jake ließ sie los, berichtete allerlei, um schließlich bestimmt zu erklären: „Es geht ganz unmöglich, daß du noch länger für so ein schlechtes Weib eintrittst! Sie ist der Hilfe nicht wert.“ Er nahm sie dann mit fort und ich sah sie nicht wieder. Später ist sie als Christin eine recht ordentliche Frau geworden.

8. Die Schweinehöhle

Freund Jake hatte mir von einer „Schweinehöhle“ erzählt. Das sollte ein Platz sein, wo Geister in Gestalt riesiger Schweine hausten. Besonders gefürchtet war ein gewaltiger Eber mit dem Namen Bugelong. Kein Mensch dürfe der Höhle nahen, die Geistertiere würden sonst hervorbrechen und den Frevler aufs Entsetzlichste zerfleischen. Nicht genug damit! Die rasenden Tiere würden auch die umliegenden Ortschaften heimsuchen und die größten Verwüstungen in Dörfern und Feldern anrichten. Sogar die zahmen Schweine sollten allenthalben wild und bissig werden. Ich hatte zur Antwort gegeben: „Das ist wieder einmal eine von euren großen Lügen!“ Jake widersprach kräftig; ich könne mir als Landesfremder unmöglich so ein bestimmtes Urteil erlauben. Er berief sich auf die sichere Überlieferung und auf Aussagen von Leuten aus dem der Höhle zunächst gelegenen Dorfe. Da er mich nicht zu überzeugen vermochte, ging er schließlich auf meinen Vorschlag ein, mich hinzubegleiten. Im August 1904 wurde der Besuch ausgeführt.

Jake war schlau wie immer. Die Sache konnte schief gehen. Darum wollte er mit mir allein den Gang doch nicht wagen. Auch sonst hegte er im letzten Augenblick allerlei Bedenken. Was würden die Leute zu dem Frevel sagen? Zum wenigsten müßten die Männer des Nachbardorfes ihre Zustimmung geben, sonst laufe er Gefahr, erschlagen zu werden. So machten wir denn erst im Dorfe Sombâlâbu unsern An-

trittsbesuch. Als die Bewohner von dem Vorhaben hörten, gab es ein mächtiges Geschrei und der erste Bescheid war ein glattes Nein. Einer Häuptlingsfrau schlotterten die Beine derart vor Angst, daß sie mir wirklich leid tat. Schließlich brachen alle Frauen in ein heftiges Jammern aus und baten inständig, von der geplanten Untat abzulassen, denn sie würde die ganze Umgegend in das furchtbarste Verderben stürzen. Die Männer waren vernünftiger und ließen wenigstens mit sich handeln. Es gab eine stundenlange Unterredung. Ich erzählte vom Bel zu Babel und von der Donarseiche bei Geismar. Ich versprach gute Belohnung. Schließlich gewannen wir Gomai als Führer und machten uns unter lautem Geheul der Weiber auf den Weg.

In der Nähe der gefürchteten Stelle mußten wir uns mit dem Buschmesser erst einen Pfad hauen. Schließlich betraten wir den Ort, Jake mit deutlich bemerkbarer Angst. Wir fanden aber gar keine Höhle, ja nicht einmal eine Schweinespur. Nur Korallenfelsen ragten aus dem Boden hervor. Ich konnte mit Spott nicht ganz zurückhalten. Bald wurde Jake mutig. Er rief die Geistertiere mit Namen. Er brüllte und tobte. Er ergriff einen Prügel und schlug an die wandähnlichen Strebewurzeln eines Baumes, daß es donnerte. Nichts zeigte sich. Da hielt der Mann schweißtriefend inne und erklärte niedergeschlagen: „Ja ich sehe, wir sind wahrhaftig schlecht und können nichts als lügen!“ Damit nun aber nicht nachträglich noch irgendein Betrug verübt werde, drang Jake darauf, daß wir in dem Dorfe über Nacht blieben. Dort währte die Unterhaltung bis lange nach Mitternacht. Am Morgen mußten die Frauen alle Dorfschweine anfassen und

sich überzeugen, daß sie noch so zahm und harmlos waren wie immer. Der Eindruck auf die heidnischen Gemüter war gewaltig. Beim Abschied warf ich die Frage auf: „Wer hat recht, ihr oder Anutu?“ Ohne Besinnen rief einer für alle: „Anutu hat recht.“

9. Gela

Drei Wochen später besuchte ich die Leute des Tigoboo-Distriktes. Sie saßen alle in einem ihrer Dörfchen beisammen und waren mit dem Spitzen von Speeren beschäftigt. Sie planten also einen Kriegszug. Trotz der Friedensversammlung und aller Versprechungen in Bâle! Nach Eingeborenenanschauung hatte ich mir durch die Mitveranstaltung jenes Festes eine gewisse Ehrenstellung in ihrem Volksverbande erworben. Ja, es war sogar offen ausgesprochen worden, ich sei nunmehr einer der ihrigen. Ich galt nicht mehr so als Fremder wie vorher. Ich hatte dem Volke etwas gegeben, darum durfte ich es wagen, etwas zu verlangen. Auch Naturvölker pflegen für diese Rechtslage ein außerordentlich feines Empfinden zu haben. Es steckt etwas Göttliches sowohl in der guten Gabe wie in ihrer Anerkennung. Jumaiang hatte ein Gefühl dafür gezeigt, aber ich hatte nachgegeben. Sollte jetzt Mord und Totschlag, Unfriede und Blutrache mit all dem heidnischen Drum und Dran die Gegend wieder rebellisch machen? War das wirklich nicht zu verhindern?

Die Leute leugneten die blutige Absicht. Aber da war nichts zu leugnen. Ich drohte mit Zerbrechen etlicher Speere. Auf Bitten der Leute stand ich davon ab. Wenn im Kâteleſebuch der Lehrer Julenuo schreibt, der Missionar habe „da und dort nach Kriegszügen den Leuten Spieße und Schilde zertrümmert, Männer damit geschlagen und die Stücke dann verbrannt", so ist das nichts als eine rednerische Übertreibung, die starke Eindrücke in möglichst kräftigen Ausdrücken schil-

dert. Ich habe nie etwas Derartiges getan, aber christliche Gehilfen haben später unter Heiden manchmal so gehandelt.

Aber etwas mußte nach meinem Dafürhalten geschehen. Gottes Wille war es gewiß nicht, daß jetzt wieder so und so viele Menschen getötet wurden. Aber wie war den Unverständigen und heidnisch Gesinnten beizukommen? Was konnte ein einzelner schwacher Missionar ohne jede Regierungsgewalt tun? Mit Evangeliumspredigt war hier nichts zu erreichen, das wird ohne weitere Beweisführung jedermann klar sein. Wohl versuchte ich den Menschen ins Gewissen zu reden, aber das Töten war für die Heiden kein Unrecht. Ich wies hin auf den großen Anutu. Völlig erfolglos. Dieses landfremde Geistwesen hatte ihnen gar nichts dreinzureden, zu ihm fehlte jede Beziehung. Die Rücksicht auf den Missionar allein war es, die sie bedenklich machte. Vor ihm suchten sie sich rein zu waschen: Häuptling Gela von Masangko habe sie gemietet, sie sollten ihm gegen seine Feinde helfen. Hier konnte also nicht der ferne Anutu bestimmend ins Gewicht fallen, sondern lediglich die Person seines Botschafters, die sichtbar und hörbar vor den Heiden stand. Es lautet so fromm und schlicht: „Der Missionar hat das Evangelium zu verkündigen, nichts weiter." Wenn er aber auf Grund seiner Eingeborenenkenntnis einen Weg sieht, den Bedrohten das Leben zu retten? Was dann?

Ich berief mich schließlich auf die Volksversammlung in Bâle und die gegebenen Friedensbesprechungen; was dort erreicht wurde, dürfe nicht wieder in Haß und Blutrache untergehen. Ich wolle deshalb alle Dörfer der Gegend auf die drohende Gefahr eines heimlichen Überfalles aufmerksam

machen. Um den Eindruck meiner Worte zu verstärken, verließ ich ohne freundliche Verabschiedung das Dorf.

Daß die Leute bedenklich geworden waren, bewies der Abgesandte, der nach etlichen Tagen bei mir eintraf. Sogar der Häuptling Gela schickte einen Boten. Die Angelegenheit wurde dadurch aber nicht geklärt, sondern nur noch mehr verschleiert. Und nun geschah der für die Folgezeit so bedeutsam gewordene Schritt: Die Männer der ganzen Umgegend wurden zu einer Aussprache auf die Missionsstation eingeladen. Wer eine öffentliche Beschämung zu fürchten hatte, hielt sich fern, aber viele kamen. Sie erschienen, weil Bâle vorausgegangen war. Der Versammlung wurde nun die ganze Angelegenheit mit rücksichtslosester Offenheit vorgelegt. Der Hauptbeschuldigte Gahe bezeichnete alle Anklagen als Lug und Trug und verteidigte sich mit gewaltigen Worten. Schließlich rief er seinen Anklägern wütend zu: „Schämt euch, ihr erbärmlichen Lügner! Euer Herz ist eine Abortgrube, die alles verpestet! Ihr bedeckt mit euren Lügen harmlose Leute! Ja, schämt euch zu Tode!" Leider fehlten etliche Hauptpersonen, so daß der Streit nicht klargelgt werden konnte. Mit allgemeiner Zustimmung wurde für den folgenden Samstag abermals eingeladen.

Diesmal fehlte der heftige Gahe und es stellte sich heraus, daß er schwer gelogen hatte. Seine ihn anfänglich verteidigenden Dorfgenossen mußten beschämt schweigen. Man brachte ihnen ein „fânâng", ein Hohngeschrei, dar. Aus dem entsetzlichen Gewirr von Wahrheit und Lüge, das bis in alte Zeiten zurückführte, wurde in den Versammlungen, die sich mehrere Samstage hinzogen, folgendes festgestellt:

1. Gahe hatte anläßlich eines Todesfalles eine mit Hundezähnen besetzte Schmucktasche erhalten; er sollte dafür Gela durch Zauberei oder Mord aus dem Wege räumen.
2. Gela wollte Gahe und seine Sippe überfallen, da er heimlich Mitteilung von dessen Vorhaben erhalten hatte.

Gahe hat mir die besagte Schmucktasche als Unterpfand des Friedens ausgeliefert. Gela hingegen, der allgemein als der bedeutendste Häuptling gefürchtet war, hielt sich von allen Aussprachen fern und gab keinerlei bindende Zusage. Dadurch fühlten sich die anderen Dorfschaften mit Recht stark beunruhigt. Der Friede hing jetzt allein an Gela. Aber die Worte von Freunden fruchteten bei dem Alten gar nichts.

Am 20. September besuchte ich also Gela von Masangko. Er mußte erst gerufen werden. Ich bat Gott, daß er helfen wolle, den Widerstand des Alten zu überwinden. Da kam er geschritten und stand vor mir! „Warum kommst du trotz aller Einladungen zu keiner Unterredung auf der Station?" Er antwortete stolz: „Warum soll ich kommen? Jene Schlechten, die mich umbringen wollen, mögen ihre Bosheit bekennen!" „Du redest, als ob du nie etwas Böses getan hättest." „Stimmt, ich habe nie ein Unrecht begangen." Für meinen jugendlichen Eifer und Unverstand war das eine starke Zumutung. Der Hochmut des Alten empörte mich. Ich hatte das Bewußtsein, im Auftrage Gottes vor dem Manne zu stehen; außerdem redete ich auch als Vertreter des Kâtevolkes und seiner Interessen. „Du willst noch nie ein Unrecht getan haben?" rief ich laut. „Es ist wie du sagst", entgegnete mit unerschütterter Ruhe der Alte. „Es wurde in der Versammlung völlig klar ausgesprochen, daß du einen Kriegszug geplant hast und Leute totschlagen wolltest!" „Das ist kein Un-

recht.“ Mir erſchien der Häuptling als völlig verſtockter Sünder. Wie ſollte man nun hier wieder anfaſſen?

Ich fragte nicht lange; dazu war auch keine Zeit. Jedenfalls hatte ich das Bewußtſein, als Vertreter Gottes wie des Volkes vor meinem Gegner zu ſtehen. Im Moment war's geſchehen: ich fuhr mit der Linken dem Alten an den Kragen, während ich mit der rechten das Gewehr ſchwang. Gela griff nach dem Hobeleiſenbeil auf ſeiner Schulter. Da riefen ihm etliche junge Männer zu, die ſchon auf der Miſſionsſtation gedient hatten und die Harmloſigkeit der Miſſionare kannten: „Bleib ruhig ſtehen, der Weiße tut dir kein Leid!“ Ich ließ ihn alsbald los. Der Häuptling ſtand bebend da und vermochte kaum zu ſprechen. War's Wut, war's Angſt, was ihn erfüllte? Später erzählte er mir, Furcht ſei es vor allem geweſen. Ich hielt ihm eine heftige Strafrede, die er über ſich ergehen ließ. Dann verteidigte er ſich wieder. Ich ſchenkte ihm keinen Glauben, ſondern verlangte, daß er ſich der Volksverſammlung ſtelle. Er verſprach das und hat Wort gehalten.

Auch hier muß man wieder die Frage aufwerfen, ob mein Verhalten geiſtlich war. Für gewöhnlich und nach unſeren herkömmlichen chriſtlichen Begriffen ſicher nicht. Aber auch ſonſt nicht. Wohl hat Jeſus einmal dreingeſchlagen und den Wechſlern die Tiſche umgeſtoßen, aber da handelte es ſich um Tempelentweihung und zwar durch Juden. Immerhin war ich dann und wann froh, daß dieſe Geſchichte in den Evangelien ſteht, denn man würde dem ſanften Jeſus ſo ein Handeln nie zutrauen. Das Mitführen des Gewehres könnte beſondere Bedenken erregen. Es bedeutete aber nichts Außergewöhnliches und entſprach auch dem lebhaften Wunſch der

Eingeborenen. Der Missionar sollte in dem wildreichen Wald für sie immer einen Braten schießen. Damit konnte man ihnen die größte Freude erweisen. Im übrigen war mein Verhalten gegenüber dem Häuptling völlig unpapuanisch. Nie wird ein Eingeborener einem anderen in solcher Weise auf den Leib rücken. Darum war auch die Wirkung dieses Zugriffes nicht abzuschätzen. Seltsam habe ich gefunden, daß mein christlicher Verstand mein Handeln ablehnte, während ich stets ein gutes Gewissen in bezug auf den Vorgang hatte. Wie soll man diesen Zwiespalt erklären?

Als ich von Gela Abschied nahm, ließ er mir acht Kokosnüsse als Geschenk überreichen. Diese Aufmerksamkeit hatte ich nach dem stattgehabten Auftritt keinesfalls erwartet. Am folgenden Samstag stellte sich der gefürchtete Alte zur Besprechung ein und leistete feierlich Verzicht auf jede Rache. Ich führte den Mann in mein Zimmer, reichte ihm zu rauchen und Betel zu kauen. Er taute zusehends auf und erzählte allerlei aus seinem Leben. Wir waren von da an Freunde. Der alte Häuptling hat dem jungen Missionar rührende Anhänglichkeit bewiesen. Als er nach Monaten sein größtes Schwein schlachtete, das eigentlich für ein heidnisches Fest bestimmt gewesen war, brachte er mir mit freudestrahlendem Gesicht einen Schlegel, und zwar „umsonst", weil wir so gute Freunde seien. Das Geschenk wurde natürlich mit einer Gegengabe quittiert.

10. Die Wendung

Die allwöchentlichen Auseinanderſetzungen nahmen ihren Fortgang. Das Eiſen war warm und mußte geſchmiedet werden. Die Verſammlungen gewährten einen tiefen Einblick in die Nacht des papuaniſchen Heidentums wie auch in die entſetzlichen Schäden des Volkslebens. Sie boten willkommenen Anlaß, mit der Wahrheit des Evangeliums in dieſe Finſternis hineinzuleuchten. Dabei ging den Heiden das Licht auf. Sie erkannten auf einmal die ſchreckliche Tiefe ihres Elends, ſie empfanden die Macht des Verderbens, aber auch die Barmherzigkeit Gottes, der ihnen nahte und die Hand nach ihnen ausſtreckte.

Ja der große Gott! Er war wirklich da. Man ſpürte ſeine Hand, die das Herz anrührte, daß es bebte. Das Gewiſſen war aufgewacht und regte ſich gewaltig, was als etwas bisher nie Gekanntes bezeichnet wurde. Und Gott war mächtig. Was nie ein Brauner gedacht, war eingetreten. Daß das Heidentum je erſchüttert werden könnte, hatte niemand geglaubt. Einzelne mochten abſplittern, mochten in Untreue den gewohnten Pfad der Ahnen verlaſſen, aber deswegen blieb im Grunde doch alles beim alten. Jetzt aber wankte wahrhaftig der feſte Boden unter den Füßen und der alte Himmel ſtürzte ein. „Was ſollen wir tun?“ fragten die Jungen. „Was will das werden?“ ängſtigten ſich die Alten.

Alles Volk war aufgewacht. Alle fragten irgendwie nach Gottes Willen. Auch die Gleichgültigſten wurden auf-

gerüttelt. Ein älterer Mann hauste allein mit seiner Familie in einer abgelegenen Feldhütte. Er kümmerte sich nicht um die Tagesereignisse. Einmal besuchte ihn der Neffe und rief ihm erregt zu: „Ringsum brennt die Grassteppe und du schläfst wie die Ningge (Ratte) im Nest!" Das Bild ist von der Grasflächenjagd genommen. Das Gebiet wird von Jägern umstellt und angezündet. Welches Wild nicht entwischt, bevor sich der Feuerring schließt, ist verloren. Der Warner wollte sagen: Fliehst du das Heidentum nicht, so gehst du mit ihm zugrunde.

Der Wille Gottes erschien den Leuten ungeheuerlich. „Du sollst nicht stehlen!" „Missionar!" rief einer, „weißt du nicht, daß wir alle miteinander Spitzbuben sind?" Aber was Gott verlangte, mußte geschehen. Das Stehlen hörte auf. „Du sollst nicht zaubern!" Also: „Fort mit aller Zauberei!" „Täuscht euch nicht!" warf der Missionar ein, „so ein Übel läßt sich nicht durch einen Beschluß aus der Welt schaffen." „Doch," behaupteten die Papua, „wer wird so schamlos sein und sich weiterhin noch mit diesem schändlichen Handwerk befassen wollen?" Und man sprach tage-, ja auch nächtelang über die Beseitigung der Zauberei. Der Kampf gegen vereinzelte Rückstände dauert an.

„Du sollst nicht töten!" gebot der große Anutu. Also mußte Friede geschlossen werden. Und es geschah nach langen, oft überaus heftigen Auseinandersetzungen, nach deren Schluß man sich die Hand reichte. Aber der Haß und die Gegnerschaft in den Herzen war nicht so leicht auszutilgen. Noch anderthalb Jahre später zeigte sich das bei Beginn eines Taufunterrichts. Die beiden, aus verschiedenen Gegenden stammenden, früher bitter verfeindeten Taufbewerbergruppen

wünschten getrennten Unterricht. Der Bescheid, den sie erhielten, lautete, sie seien Kinder *eines* Herrn; wollten sie nicht zusammengehen, so finde überhaupt kein Taufunterricht statt. Abermals gab es eine lange Aussprache und schließlich eine wirkliche Versöhnung.

Fortan stellten sich die Leute völlig freiwillig und uneingeladen zum Sonntag ein. Viele kamen stunden-, ja bald tageweit herbei. Das bedeutete bei den damals noch elenden Pfaden eine gewaltige Leistung. Zudem mußten in den ersten Monaten die Besucher im Freien übernachten. Das trotz der Regenzeit überraschend trockene Wetter fiel auf. „Anutu läßt nicht regnen, wenn wir gehen, sein Wort zu hören", behaupteten die Leute zuversichtlich. Sie behielten für das erste Jahr recht. Später mußten sie Schutzhütten bauen. Und was waren diese vorher so stumpfsinnigen Menschen auf einmal für aufmerksame Hörer! Auf ihre Bitten hin redete ich manchmal stundenlang. Ständig gingen ihnen neue Lichter auf und erregten ihr Staunen. Es war eine merkwürdige Zeit. Gott war der große Gedanke, der aller Herzen bewegte.

Gleich anfangs kamen etliche Männer zu mir zitternd und mit der ernsten Frage auf den Lippen: „Wir haben ohne Gott ein Leben voller Schlechtigkeit geführt; was sollen wir tun?" Ich antwortete mit Petrus (Apostelgeschichte 2,38): „Ändert eueren Sinn und laßt euch taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden!" Ich nahm von den seelisch Erregten *keine* Sündenbekenntnisse an, sondern verwies sie in die allgemeinen Versammlungen. Sie sollten von ihren Sünden lassen und Gott gehorsam sein. So blieb die Bewegung völlig nüchtern. Keine stürmische Begeisterung. Keine ausbrechenden Gefühle. Noch viel weniger krankhafte Zuckungen

Râtehaus, älteſter Bauſtil, Spitzdach

Râtehäuſer, jüngerer, allgemeiner Bauſtil. Wände und Dachbedeckung ſind aus Blättern hergeſtellt

Gruppe von Kâteleuten

Sane, der Häuptling von Wasa, im Kreis seiner Familie

und ähnliche Erscheinungen. Das Bekennen kam erst im Taufunterricht. Wie weit bei den einzelnen das Erleben in die Tiefe ging, wird niemals von Menschen festzustellen sein. Das weiß Gott allein. Aber die Empfindung dürfte durchweg vorhanden gewesen sein: „Wir sind allesamt abgewichen und allesamt untüchtig; da ist keiner, der Gutes tue, auch nicht einer.“

11. Allerlei Erlebniſſe

Während dieſer Zeit hatte ſich noch mancherlei zugetragen. Am 30. September 1904 beſuchte ich die Leute von Waſa. Der dortige Häuptling Sane war einer der wenigen Alten, welche ſich ſcharf gegen die neue Bewegung ausſprachen und die Weiſe der Väter erhalten wiſſen wollten. Ich teilte ihm meine Abſicht mit, den ſogenannten „Knochenhaufen“ bei Gaetama zu beſuchen. Das war auch einer der gefürchteten Geiſterplätze. In einer Höhle ſollte ein ganzer Haufe von Menſchenſchädeln liegen. Die Leute behaupteten, Geiſter hätten jene Menſchen umgebracht und ihre Knochen dort aufgeſtapelt. Wer ſich hinwagte, ſollte ein Flimmern in den Augen bekommen, darauf wie vom Schlag getroffen tot zu Boden ſinken. Eine Anzahl junger Burſchen erklärte ſich bald bereit, den Gang mit dem Miſſionar zu wagen. Bai und namentlich der alte Sane waren außer ſich. „Wir werden ſterben müſſen“, ſchrie Sane. „Eine ſolche Verhöhnung der Geiſter des Landes iſt unerhört ſeit unſerer Väter Zeiten.“ Aber die Jugend blieb feſt.

Wir gingen und gelangten an den Schädelhaufen. Es fanden ſich 34 Schädel und viele andere Knochen. Zu unterſt lag ein großer alter Tontopf. Die Knochen ſtammten wahrſcheinlich von den Leichen, die man bei einer früheren Pockenſeuche an jenen entlegenen Platz geſchafft hatte, um ſie nicht begraben zu müſſen. Spuren eines gewaltſamen Todes, wie eingeſchlagene Schädeldecken, waren nirgends zu bemerken. Etliche der beſterhaltenen Schädel nahm ich trotz des Gru-

selns meiner Begleiter über die Schulter, um sie mit heim zu tragen. Auf dem Rückweg blieben wir in Wasa über Nacht. Sane äußerte heftigen Schrecken über die Schädel und spuckte vor Abscheu aus, so oft er sie sah.

Die Unterhaltung am Abend währte bis tief in die Nacht hinein. Ich hatte unter anderem davon gesprochen, daß auch Mädchen auf die Missionsstation zur Ausbildung kommen sollten und hatte den Häuptling ganz freundlich als einen rückständigen alten Mann bezeichnet, der den Fortschritt nicht wolle und die Jugend zurückhalte. Wir hatten bis dahin noch nirgends auf einer Station Mädchen im Dienst. Die Jungmännerwelt stellte überall die „Haus- und Küchenjungen". Zu meiner Überraschung gab mir Sane am nächsten Morgen seine Tochter Ambi mit. Eine Kleinigkeit — heute; damals bedeutete es eine aufsehenerregende Neuerung.

Am 1. September war ich im Dorfe der Lâugubeleute. Dort erklärte mir das jugendliche Element: „Wir haben nach einem scharfen Streit unsere Alten zum Verzicht auf Jagd- und Feldzauber gebracht." Die Wirkung bekam ich bald zu sehen. Die Männer lieferten mir nämlich eine ganze Menge Zaubergeräte, vor allem Zaubersteine, aus. Dabei legten sie unaufgefordert das Versprechen ab, künftig nichts mehr mit solchem Kram, noch mit Sprüchen und Geisternamen zu tun haben zu wollen. Ähnliches geschah auch in anderen Ortschaften. Überall bildeten die jungen Männer die Sturmtruppe.

Am 20. September besuchte ich mit zwei Burschen das Dorf der Gbataleute, um die dort in der Nähe befindliche Höhle des Erdbebengeistes kennen zu lernen. Jener Distrikt war von der Mission viel weniger beeinflußt als die näher-

gelegenen Dörfer. Das sollte sich auch bald zeigen. Nach dem Glauben der Leute sitzt der „Erdbeber“ (der „Homeng“) in seiner Höhle und hält die langen Pfahlwurzeln zweier umfangreicher Bäume in seinen riesigen Händen. Der eine Baum steht diesseits des tief eingeschnittenen Flußtales, der andere jenseits. So hält der Geist die beiden Bergwände zusammen, daß sie nicht einstürzen. Rüttelt er an den Wurzeln, so bebt die Erde. Stört man seine Ruhe, dann zerrt er mit solcher Gewalt, daß die Bergwände zerbrechen. Tatsächlich finden sich in jener Gegend viele durch Erdbeben verursachte Bergstürze.

Als wir in die Nähe des Dorfes kamen, fanden wir Bäume über den Weg gehauen, ein deutliches Zeichen, daß wir als ganz unerwünschte Gäste angesehen wurden. Wir kehrten jedoch nicht um, sondern würgten uns zum Dorfe durch. Die Männer waren eben nicht zu Hause; sie veranstalteten eine große Treibjagd. Ich hatte keinen bestimmten Termin für meinen Besuch angegeben. Ohne auf die schreienden Frauen zu hören, eilten wir hinab in das Flußtal. In der Höhle, die wie ein hohes Tor aussah, aber nur wenige Meter Tiefe aufwies, befand sich nichts als das Nest einer Fasantaube. Unterdessen herrschte im Dorfe eine unglaubliche Aufregung. Die Frauen riefen die Männer nach Hause. Man packte sogar die jungen Schweine, die Schmucksachen, die Töpfe und Mulden zusammen und schaffte alles aus dem Dorfe, denn dem Frevel mußte unfehlbar ein ungeheueres Erdbeben folgen. Nichts geschah. Nach unserer Rückkehr hörten die Geängstigten mit Staunen die Erzählungen meiner Begleiter. Von da an kamen auch sie zu den sonntäglichen Gottesdiensten auf der Missionsstation.

Sehr menschlich empfindende Europäer haben die Frage aufgeworfen: Ist es nicht grausam, arme Naturkinder derart zu ängstigen? Freilich ist es „grausam". Aber genau so handelt der Zahnarzt, der dem furchtsamen Patienten den unaufhörlich schmerzenden Zahn reißt. Die Eingeborenen wünschen Befreiung von der Furcht, aber es graust sie vor der Macht der Geister, die sich an ihnen rächen könnten. Ist der Bann gebrochen, so sind sie tief dankbar.

Im Oktober 1904 ereignete sich ein Unglücksfall, der ebenfalls auf die beteiligten Dörfer einen starken Eindruck machte. Vom Genuß sonst guter Fische, die aber doch wohl infolge zu langen Liegens nicht mehr als einwandfrei gelten konnten, erkrankten sechs Personen, zwei davon starben. Man behauptete, das sei ein „Wunder". Etliche redeten noch von Zauberei, während die meisten darin eine ernste Mahnung Gottes erblickten. Der Missionar habe die Leute des Dorfes zur Versammlung geladen, aber die Männer hätten nicht folgen mögen. Tatsache ist jedenfalls, daß am dritten Tag nach jener Ermahnung das Unglück geschah. Fortan stellten sich auch diese Leute regelmäßig ein.

Viele Menschen wurden durch eine Wahrheit Gottes im Herzen getroffen. Manche wurden auch durch Träume erschreckt. Die Heiden gaben sehr viel auf Träume. Es ist begreiflich, daß sich die Gedanken dieser reich bewegten Zeit auch in den Traumbildern widerspiegelten. Mit Wichtigkeit wurde mir davon berichtet. Ich tadelte die Leute deshalb: „Richtig ist es, auf Gottes klares Wort zu achten. Träume können auch leicht täuschen und verführen." Es hat sich später manchmal gezeigt, wie gut die Nüchternheit von allem Anfang an war. Als längst nichts mehr von solchen Erregungs-

erscheinungen zu spüren war, hatte die Gemeinde doch keineswegs den Eindruck, von einer Höhe heruntergefallen zu sein. Im Gegenteil! Man war sich des Aufstieges bewußt, der je länger, desto schwerer wurde.

Die Leute im Westen, jenseits des Bubuiflusses, hatten früher fast keine Verbindung mit dem Osten. Ihre Sprache wich auch vom Kâte schon stark ab. Zudem waren sie von uns Missionaren noch nie besucht worden, hatten auch kaum je vorher einen Jungen zur Station geschickt. Auch zu diesen Leuten drang nun die Kunde von dem großen Anutu und seinem gewaltigen Wirken. Die Leute lachten. Als sich die Wirkungen stärker fühlbar machten, schalten sie: „Wir wollen keine neue Weise. Wir bleiben bei der Art unserer Väter. Anutu lasse uns in Ruhe oder wir erwehren uns seiner mit unseren Spießen!" Das war im Jahre 1906. Bald darauf geschah um Mitternacht, wo also alles zu Hause in den Hütten weilte, das furchtbarste Erdbeben, dessen sich die Landesbewohner erinnern konnten. Da verstummten die Schmähreden und auch die Bubuileute beugten sich vor dem großen Gott, dessen gewaltige Hand alle zu erreichen vermochte. Auch sie kamen jetzt regelmäßig auf die Missionsstation.

Man hat gefragt, wie dieses seltsame Zusammentreffen zu erklären sei. Mir ist jede Erklärung gleichgültig. Ein Gelehrter hätte den Papua ein Jahr lang Vorlesungen halten können über die ganz natürlichen Ursachen der Erdbeben, sie hätten ihm doch nicht geglaubt. Bis zum heutigen Tag hat kein entfernt ähnlich starkes Erdbeben mehr stattgefunden.

12. Taufunterricht

Gegen Ende des Jahres 1904 meldeten sich die ersten zehn Leute zur Taufe an. Es waren etliche Männer in reiferen Jahren, einige junge Burschen und eine Frau. Ich wählte (nach Gustav Warnecks Missionslehre) zwölf alttestamentliche und ebensoviele neutestamentliche Geschichten aus, welche die Leute nach und nach lernen mußten. Der Unterricht sollte höchstens sechs Monate in Anspruch nehmen. Er war weit entfernt von rein gedächtnismäßiger Einprägung, von lehrhafter Mitteilung und von einem frommen Reden über Gott. Alles sollte möglichst Leben und eigene Erfahrung werden. Wie der Unterricht gestaltet war, sei an einem besonders deutlichen Beispiel gezeigt.

Wir begannen vorne in der Bibel. Gleich nach dem ersten Unterricht kehrten die Leute begeistert nach Hause, wo alles ihren Erzählungen lauschte. Sie erklärten, Anutu habe die ganze Erde geschaffen; es habe nicht jedes Land seinen eigenen Schöpfer und Besitzer. Und Gott habe die Erde gut geschaffen; es gäbe keine Geisterplätze, vor deren Betreten man sich hüten müsse. Sie würden deshalb am nächsten Morgen zu dem berüchtigten Mânziâwi-Wasserfall gehen. „Ihr allein?“ fragten die Alten bedenklich. „Gewiß, wir allein“, bestätigten die Jungen zuversichtlich. Aber der Häuptling Sane wollte so ein gefährliches Beginnen nicht gestatten, der Missionar müsse unter allen Umständen dabei sein. Der Weiße sei offenbar Inhaber besonderer Kräfte; er allein dürfe es wagen, den Geistern die Stirne zu bieten. Die Leute be-

riefen sich auf eben diesen Weißen, ihren Lehrer; er habe sie aufgefordert, durch die Tat zu beweisen, daß sie an Anutu, den Schöpfer, glaubten. Sane blieb unerschütterlich, ja er drohte sogar mit dem Beil. So gingen denn die Männer nicht zum Wasserfall, sondern erklärten dem Missionar: „Es war unmöglich, daß wir den Geisterplatz besuchten; der grimmige Alte drohte mit Totschlag.“ Der Bescheid des Missionars lautete: „Gut denn. Könnt ihr nicht zu dem Platz wegen der Drohungen eueres Häuptlings, dann kann euch Gott nicht brauchen und wir schließen den Taufunterricht.“

Die Leute waren völlig verblüfft. Im Dorfe kam es noch einmal zu einem heftigen Zusammenstoß mit dem tobenden Alten. Aber diesmal war er dem entschlossenen Willen der Jungen nicht gewachsen. Er unterlag und die Taufbewerber besuchten den Geisterplatz. Diese doppelte Heldentat gegenüber dem Häuptling und den Geistern verschaffte den „Gottesleuten“ ein bedeutendes Ansehen. Man bezeichnete sie fortan als Momoli, als Menschen, die Mut haben.

Die Schöpfungsgeschichte, an der sich in der zivilisierten Welt so viele Menschen stoßen, erwies sich bei den Papua als eine Geschichte voll grundlegender, tiefster Weisheit. Sie bot die Hilfsmittel, um die ganze heidnische Weltanschauung aus den Angeln zu heben. Was sollten wir Missionare etwa mit einer modernen Weltentstehungstheorie anfangen? Mögen die hochgelehrten Europäer über die ersten Blätter der Bibel lächeln; Gott sei gepriesen für diese einfache Gabe! Alles stammte von Gott. Welch ein grandioser Gedanke! Alle Steine, Pflanzen, Tiere, Menschen Gottes Eigentum! Was für grundstürzende Folgerungen ergaben sich allein aus dieser einen Wahrheit! Aber ernst mußte sie genommen wer-

den! Und die Papua nahmen sie ernst. Man mußte also mit Pflanzen sorgsam umgehen. Man durfte die Tiere nicht mehr quälen. Und kein fremder Mensch war mehr vogelfrei. Das alles bedeutete eine völlige Umwälzung im Denken und Handeln der Leute. Wir bornierten Europäer nehmen die altgewohnten einfachen Dinge nicht ernst, wir spielen mit Gottes Wahrheiten, sonst würden sie auch uns viel stärker beeinflussen. Alle Menschen von Gott! Wenn wir das ins Leben umsetzten, wäre die soziale Frage, an der wir uns zerplagen, mit einem Schlage gelöst.

In ähnlicher Weise wurden alle Geschichten durchgenommen. Wenn ich mich nicht völlig täusche, dann erschienen den Leuten im allgemeinen die Wahrheiten des alten Testamentes wichtiger als die des neuen. Zum Beispiel der Gedanke, daß böse Taten, ja schon Worte und Gesinnungen, ein Vergehen wider Gott seien, war ihnen etwas Gewaltiges. Aber vielleicht wäre ihnen diese Wahrheit nie so ganz in Fleisch und Blut übergegangen, wenn nicht Gott selbst durch sein Walten ihnen seinen Willen eindrucksvoll zum Bewußtsein gebracht hätte: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig!“ Mir war ein Gott, der immer strafte, weder geläufig, noch erschien er mir richtig. Aber als ich diese Gottesauffassung der Leute zurechtstellen wollte, widersprachen sie: „So hat Gott im Alten Testament gehandelt, so handelt er auch bei uns.“ Ich mußte mir sogar sagen lassen: „Du kennst uns eben nicht, Gott kennt uns besser.“ Gegen massive Lebenserfahrungen kämpft man mit Worten, und mögen sie noch so wahr sein, vergebens an. Gott ist nicht immer und überall der freundliche Herr, der bereitwillig sein Sündenvergebungsgeschäft betreibt. Die Leute wurden nach schweren Sündenfällen

prompt krank und bekannten angstvoll ihre Schuld. Das mußte Eindruck machen.

Ein Beispiel für viele. Ein noch ungetaufter Mann glaubte den neuen Gott-Anutu ebenso hintergehen zu können wie früher die Geister. Er betete abends vor seiner Hütte: „O Anutu, ich lege mich schlafen, bewache mich in dieser Nacht!“ Dann begab er sich ins Innere und schloß die Türe. Aber er entwich wieder durch die hintere Wand und begab sich in der stockdunklen Nacht an den mit einer Frau verabredeten Ort. Kurze Zeit darauf wurde er krank und starb nach Ablegung eines offenen Bekenntnisses.

Der Taufunterricht bedeutete für die Leute eine Fülle neuer Erlebnisse. Ihr ganzes Verhalten änderte sich, auch ihr äußeres Benehmen. Sogar ihre Gesichtszüge wandelten sich und wurden freundlicher. Am auffallendsten erschien mir diese Veränderung bei dem Zauberer Bai. Der Mann hatte einen abstoßenden Gesichtsausdruck, der mich so anwiderte, daß ich den unangenehmen Menschen am liebsten vom Unterricht zurückgewiesen hätte. Ein ausgelaufenes Auge, sein grinsendes Lächeln, die tiefen von Haß und Leidenschaft zeugenden Furchen, dazu der Schmutz der Haut, das alles machte den Mann geradezu ekelhaft. Nach acht Tagen legte der Abscheuliche eine Beichte ab wie keiner mehr nach ihm. Trotz der begangenen Greueltaten gewann ich Achtung vor ihm. Er nahm es ernst. Er mühte sich, noch etwas zu lernen. Sein Eifer war staunenswert. Er wurde für viele ein Vorbild. Seine ruhigen, väterlichen Mahnungen machten überall Eindruck. Von Häßlichkeit sah ich bei ihm nichts mehr.

13. Die Taufe

Nach fünf Monaten fand die Taufe statt, am 7. Mai 1905. Mit großer Spannung sah man dem Ereignis entgegen. Das Geld für die weißen Tauftücher war zusammengespart und lag bereit. Neue Namen wurden gewählt. Bai nannte sich Jelie, d. h. Freue dich, ein anderer: Jungmo, ein neuer Mensch; ein dritter: Mainao, vor seinem Angesicht, usw.

Zum Fest stellte sich eine Menge Menschen ein. Weitaus die meisten hatten noch keine Taufe gesehen. Sie waren begierig zu schauen, in welcher Weise der große Anutu seine Leute „abwaschen" würde. Aber zuerst fand die Prüfung statt, und zwar eine doppelte. In der ersten forderte ich die auf einer Bank sitzenden Heiden auf, sich zu erheben, den Raum durch die eine Türe zu verlassen und zur andern Türe wieder hereinzukommen. Die Leute blieben sitzen und fragten: „Wozu das?" Ich winkte den Taufbewerbern. Sie fuhren hoch, eilten hinaus und kehrten zurück. Die Erklärung wollte den Leuten die Bedeutung des Gehorsams gegen Gottes Wort zeigen, und sie betonte, daß man Gott folgen müsse, auch wenn man ihn nicht verstehe. — Bei der zweiten Prüfung waren mehrere Missionare als Gäste anwesend. Darin lag eine Steigerung. Hier wurde der Glaube als ein in-Verbindung-treten mit Gott und als unentwegtes Festhalten an ihm deutlich zu machen versucht. Wie handelt ihr im Glück, wie im Unglück, wie in Versuchung, wie in Not, wie im Tod? Und überall wurde dann an den biblischen Geschichten das richtige Verhalten erklärt.

Während die Leute mit den Hauptstücken des Katechismus

wenig anzufangen wußten, erwiesen sich die schlichten Erzählungen der Bibel als außerordentlich praktisch und „handlich". Die Gestalten der Geschichten gewannen sprichwörtliche Bedeutung. Den Eingeborenen fielen Züge auf, die uns entgingen. Der gelegentlich erwähnte Kauf der Höhle Machpela durch Abraham interessierte außerordentlich, weil sich verwandte Formen beim Abschluß des Handels vorfanden. „Ihr Weißen habt eine kalte, rohe Art des Kaufgeschäftes; die Männer des Alten Testaments waren feiner, gesitteter; sie stehen uns näher als die weißen Händler hierzulande."

Am Sonntag fand die Taufe statt. Die Leute taten in der Nacht vorher kein Auge zu. Als ich mich nach dem Grunde erkundigte, sagte einer: „Die Erwartung verscheuchte allen Schlaf." Ein anderer: „Ich wollte der Gefahr entgehen, etwas Böses zu träumen." Ein dritter: „Mir war so leicht zumute, daß ich mit meinem Kameraden die ganze Nacht Lieder sang." — Im Zuge ging es zur Kirche. Bruder Keppler hatte aus Kreide einen schönen Taufstein hergestellt. Der Taufrede lag die Heilung des heidnischen Syrers Naeman vom Aussatz zugrunde.

Die Täuflinge zählten eine Menge heidnischer Dinge auf, denen sie den Abschied gegeben hätten und bekannten ihren Glauben. Dann traten sie einzeln vor, baten um die Besprengung, nannten ihren neuen Namen und wurden getauft. Was mögen diese einfachen Menschen empfunden haben! Ihre Knie zitterten so stark, daß sie sich kaum aufrecht zu halten vermochten. „Als das Wasser unser Haupt netzte, war es uns, als würde ein Strom über uns ausgegossen." Die Eindrücke sind begreiflich. Aber die Leute sahen in der Taufe trotzdem eine unmittelbare Berührung mit Gott.

14. Die Gemeinde

Bald meldete sich eine neue Schar von dreißig Personen zum Unterricht, und nun rissen die Tauffeiern nicht mehr ab. Die Zahl der Bewerber stieg jeweils bis auf mehrere Hundert. Da eigentlich alle getauft werden wollten, mußte so streng als möglich gesichtet werden. Das Christwerden war Mode, aber gewiß nur deswegen, weil jedermann merkte, daß es bedeutende Kräfte in sich barg. Der Missionar sah sich vor ganz neue, schwere Aufgaben gestellt. Vier- bis fünfhundert Leute auf einmal in den Unterricht aufzunehmen, war ein Ding der Unmöglichkeit. So mußte ein „Vorunterricht" erteilt werden, der in die Hände der Christen gelegt wurde. Mir graute zuweilen. Das grobe Heidentum war durch Dorf- und Sippenbeschluß beseitigt. Überall führten die Leute christliche Andachten ein, selbst in Ortschaften, die keinen einzigen Getauften oder auch nur Taufschüler aufwiesen. Jeden Sonnabend strömte eine Menge Volk zum Gottesdienst auf die Station, fast durchweg Ungetaufte. Ihr Unverstand war groß, aber ihr guter Wille, Gottes Wort zu erfüllen, war weit größer.

Es wurden besondere Gottesdienste für Christen und Heiden eingerichtet. Aber die Trennung hatte wenig Sinn. Der Unterschied bestand eigentlich nur darin, daß im Christengottesdienst der Missionar, im Heidengottesdienst nur Eingeborene redeten. Später ließen wir die Heidengottesdienste wieder fallen. Dementsprechend gab es eigentlich auch keine sich abschließende und in sich geschlossene Christengemeinde. Einzig bei der Abendmahlsfeier hielt man grundsätzlich alle Nichtgetauften fern. Die Gemeinde erklärte sich selbst gegen

eine trennende Umzäunung. „Wir sind nicht besser als die andern, Absonderung wäre Hochmut. Haben wir vor jenen etwas voraus, so bedürfen sie unser desto dringender in ihrer Mitte.“ Eigentlich eine wundervolle natürliche Bescheidenheit, die leider so oft durch unnatürliches Frommsein zerstört wird. Wie selbstverständlich versammelte sich die Urgemeinde im Tempel, bis man sie vertrieb! Wie selbstverständlich bleibt ein Christ in seiner gegnerischen Familie! Warum werden dann andere, ähnliche Bande so wenig beachtet und oft so überaus leichtfertig zerschnitten?

Um die Heiden nicht wieder zurücksinken zu lassen, erhielten sie mitsamt den Christen einfache Aufgaben auf dem Gebiete des natürlichen Lebens zugewiesen, die z. T. nur von der Gesamtheit erfüllt werden konnten, die sie aber für Gott lösen sollten: Euere schmutzigen Körper, euer faules Umherliegen, euere ungenügende Nahrung, euere verwachsenen Pfade, euere halbzerfallenen Hütten gefallen Gott nicht. Wollt ihr ihm dienen, so bessert alle diese Verhältnisse! Hier hatte die Menge Arbeit. Die Leute lernten dabei ihr widerspenstiges Herz und ihren schwachen Willen kennen, sogar viel besser als durch jeden Unterricht. Sie wuchsen auch dabei und machten allerlei Erfahrungen. Da infolge der Zersplitterung des Volkes eine durchgreifende Einigkeit nicht zu erreichen war, so ergab sich die Notwendigkeit einer Gemeindeorganisation. Sie wurde vom Missionar vorgeschlagen, von etlichen Dörfern ausprobiert und schließlich durch einstimmigen Volksbeschluß eingeführt. Diese Organisation brachte es erst zu einer wirklichen Einheit mit regelrechter Leitung unter zwei Oberaufsehern. Alle Heiden waren auf ihren dringenden Wunsch einbezogen. Jetzt erst konnte zielbewußt gearbeitet

und die notwendige Zucht geübt werden. Die ganze Ordnung war eigenste Angelegenheit der Eingeborenen selber. Es sind Fehler vorgekommen. Aber sie wurden turmhoch überragt von den Vorteilen, die daraus erwuchsen.

Die Leute erkannten, daß Einigkeit stark macht. Sie staunten selber über ihre gemeinsamen Leistungen. „Jetzt macht die Arbeit Freude", äußerten sie. Das bedeutete wieder eine Neuheit. Die Arbeit machte sie auch reifer. Die erreichten Ziele stärkten ihre Tatkraft. Man konnte deutlich wahrnehmen, wie die haltlosen Menschen selbständiger wurden. Wirkte ein schlimmer Sündenfall schwächend, so wurde der Schaden doch stets reichlich aufgewogen durch die ernste Gemeindezucht.

In den Gottesdiensten herrschte Redefreiheit, doch mußten sich die Redner ganz kurz fassen. Alle Gemeindeschäden wurden offen und eingehend behandelt, wenn nötig in einer Nachversammlung. Namen von Sündern, Unbotmäßigen, Tadelswerten wurden stets rückhaltslos genannt. In der Heidenzeit war das Gegenteil der Fall; man durfte beileibe niemand öffentlich nennen; das wäre verbrecherisch und höchst gefährlich gewesen. Durch die gemeinsame Arbeit in den Gottesdiensten und sonstigen Versammlungen entstand jenes wundervolle Gemeindebewußtsein, das einen für alle und alle für einen verantwortlich machte. Manchmal wußte man nicht, ob die scharfe Zucht oder die unermüdliche Liebe im Gemeindehandeln das Vorherrschende war.

Die Seelsorge lag vollständig in der Hand der Gemeinde. Die Leiter der Ortschaften übten sie vor allem aus. Im übrigen hatte jeder die Pflicht zu helfen, wenn er einen Schaden bemerkte. Aber der Missionar konnte deswegen doch jederzeit

eingreifen, wo er es für nötig hielt; die Leute waren immer dankbar dafür. Sie hatten ein überaus sicheres Gefühl, ob man es gut mit ihnen meinte. In diesem Falle nahmen sie auch den schwersten Tadel hin und suchten das Übel zu beseitigen. Selbst von fremden Missionaren ließen sie sich zurechtweisen. Später fühlten sie sich manchmal unverstanden und ungerecht beurteilt. Die Nachkriegsjahre brachten manche schwere Erschütterung: Die bedeutendsten Führer starben, etliche fielen in Schande, die wirtschaftliche Not wurde drükkend, die neue Regierung griff störend ein — aber trotz aller Wetter hat sich das Gemeindeleben erhalten.

Sililio, ein Dorf westlich vom Sattelberg, mit Betelpalmen

Dorfplatz im obigen Dorf

Gehilfen im Hinterland vom Sattelberg, der vorderste ist Fungmo

Inlandgehilfen vom Kuafluß

Gehilfe Mainao mit Familie

15. Jesus und die Papua

Als größtes Wunder galt den Leuten der Sturz des überlieferten Heidentums. Ich habe sie darüber oft untereinander in den Ausdrücken des höchsten Staunens reden hören. „Ein riesiger Jâmâzâ-Baum (diese Araukarienart überragt alle andern Bäume des Waldes um Baumhöhe) stand im Walde seit uralter Zeit und trotzte dem Brausen der Stürme. Da erschien Anutu und blies ihn leise an. Davon wankte der Riese und stürzte krachend zu Boden." Jesus dagegen war für sie schwerer verständlich. Doch begriffen die Christen, daß das Blut des Heilandes zu ihrem Heil geflossen sei. Sie liebten ihren Jesus. Aber seine Auferstehung war für sie gar nichts besonderes. Mit dem Hinweis auf Jesu Blut wurden sehr häufig die Versuchungen zurückgewiesen: „Sollte ich ihn verunehren, der mich mit seinem Blute erkauft hat?" Es gab in der Gemeinde genug Mitläufer, Schwächlinge und Dummköpfe; aber zu Jesus beteten wohl alle.

Die Meinung, daß man ein guter Mensch sei und Gottes Willen erfüllt habe, wenn man nicht mehr morde, stehle und ehebreche, oder wenn man getauft sei und regelmäßig zum Abendmahl gehe, mag sich vereinzelt bei alten Leuten finden; ich bin ihr meines Wissens nie begegnet. Soweit die Leute bei Bewußtsein starben, beriefen sie sich auf Jesu Blut und Tod. Ein junger Bursche verunglückte. Er hatte gerade noch Zeit und Kraft, um seinem Kameraden eine schwere Verschuldung zu bekennen. Dann verschied er mit dem Namen Jesu auf den Lippen.

Gâmângoka war eine der dummſten Frauen, die ich je unterrichtete. Ihre Unfähigkeit zum Lernen einer bibliſchen Geſchichte war geradezu erſchütternd. Ihr Mann gab ſich alle erdenkliche Mühe; aber es blieb nahezu nichts an ihr hängen. Schließlich wurde ſie getauft, weil die Chriſten für ſie ſprachen. Sie lebte nicht mehr lange. Infolge einer Erkältung wurde ſie heftig krank und ſagte bereits nach einigen Tagen ihren Angehörigen, daß ſie ſterben werde. Sie betete viel. Einmal nach einer langen Ohnmacht erklärte ſie: „Ich habe Jeſus geſehen. Er hat mir eröffnet, daß er mich zu ſich nehmen wolle. Er weiß, daß ich eine ſündige Frau bin, aber er wird mich nicht von ſich ſtoßen.“ — Einige Male bat ſie, die allgemeine Abendandacht möge bei ihr im Hauſe gehalten werden. Sie übernahm dann immer das Schlußgebet, das für gewöhnlich Sache der Männer iſt. Ihren Mann forderte ſie auf: „Sage den Leuten, daß ſie nicht von Jeſus weichen und ihn nicht durch Sünden betrüben ſollen, denn er iſt für uns alle geſtorben!“ Am Sonnabend beſtimmte ſie den folgenden Donnerstag als ihren Sterbetag.

Meiſt lag die Kranke ruhig, zeitweilig klagte ſie auch über Schmerzen. Einmal hörte man ſie beten: „Jeſus, ich danke dir, daß ich dich kennen gelernt habe und nicht als Heidin ſterbe.“ Und zu ihrer Umgebung ſprach ſie: „Jeſus hält mich feſt in ſeiner Hand, bald wird er mich zu ſich nehmen.“ Ein Mann mahnte: „Rede nicht immer vom Sterben; du biſt noch eine junge Frau und die kleinen Kinder bedürfen der Mutter.“ Sie erwiderte beſtimmt: „Ich gehe zu Jeſus und ihr werdet mich nicht aufhalten.“ Einmal verſammelten ſich die Chriſten und beteten um ihre Geneſung. Als die Kranke davon erfuhr, tadelte ſie die Leute: „Bekümmert euch nicht

um mich, ich gehe zu Jesus, und für meine Kinder laßt Gott sorgen!" Am selben Abend besuchte ich die Schwerkranke und fragte sie, ob sie fest an Jesus glaube. Sie antwortete: „Das ist doch keine schwere Arbeit!"

Nachts verabschiedete sie sich von ihren Kindern, dann lag sie ruhig auf ihrem armseligen Lager. Plötzlich wandte sie sich an die versammelten Leute: „Ich sehe Jesus; er kommt mich zu holen!" Danach rief sie mit lauter Stimme: „Jesus du bist mein! Jesus du bist mein, mein, — mein!" Dann sank ihr Kopf zurück und sie tat den letzten Atemzug. Es war Donnerstag, wie sie vorausgesagt hatte.

Dieser merkwürdige Tod einer so dummen Frau mußte Aufsehen erregen. Man sah darin ein Wunder und ein Mann bemerkte: „Freunde, es ist unerhört, was Jesus unter uns für Dinge tut!"

Was Jesus den einzelnen braunen Menschen ist, wird kaum je sicher zu umschreiben sein. Sündenerkenntnis und Erlösungsbedürfnis sind sehr verschieden. Man kann beides den Leuten nicht einreden noch aufnötigen. Der Geist Gottes überführt sie zu seiner Zeit. Der Missionar kann die Menschen zu Gott führen, die Erkenntnis der Gnade Jesu Christi aber kann er nicht geben, die muß Gott selbst schenken.

Nachwort

Unter meinen Notizen zur Erweckungsbewegung findet sich auf einem Zettel vom 12. August 1906 folgende Bemerkung:

„Es ist seltsam! An unserem Wollen und Laufen liegt's wirklich nicht, sondern an Gottes Erbarmen. Wir ergreifen die Gnade nicht und halten sie nicht, nein die Gnade hält uns. Im Zusammenhang der Ereignisse erschien alles eigentlich selbstverständlich. Erst später wunderte ich mich. Ich habe gar keine Erweckung beabsichtigt, sondern nur immer den Schritt getan, der notwendig war. Ohne mir's bewußt zu sein, gab ich den Anstoß zur Erweckung. Aber Gott war's, der mich leitete und den Leuten Herzen gab, die erschütterungsfähig waren. — Und wie wird sich die Zukunft gestalten? Es gibt Ebbe und Flut, Höhen und Tiefen im Leben des Einzelnen wie der Völker. Es kann nicht immer auf der Höhe fortgehen. So wird auch die Hochflut der Erweckung mit Naturnotwendigkeit abflauen. Aber Abflauen ist nicht gleich Abfall. Kommt ein Rückfall, so werde ich mich selbst anzuklagen haben, daß ich Gottes Gabe nicht bewahrt, seine Gemeinde nicht recht geführt habe; denn „was Gott geschaffen hat, das will er auch erhalten". Gottes Geist helfe mir, nüchtern zu bleiben und richtig zu führen! Herr gib, was du befiehlst, und dann befiehl, was du willst!"

Die Hube

16. Der Missionsgedanke

Bereits im ersten Taufunterricht war auf den Missionsbefehl hingewiesen worden. Es konnte kein Zweifel sein, daß er auch den schwachen braunen Christen galt. Es war ferner klar, daß Eingeborene in dem überaus schwierigen Gebirgslande bei der Christianisierung der Stämme die Hauptarbeit leisten mußten. Jedoch ebenso klar schien zu sein, daß man die unfähigen, unselbständigen Papua als Missionsgehilfen in der Ferne nicht brauchen konnte. Was bedeuteten doch diese Leute für ein jammervolles Menschenmaterial! Der Herdengeist herrschte allgemein. Keiner ragte über seine Umgebung hinaus. Wie sollte es da möglich sein, daß solche Leute den Missionsbefehl erfüllten? So war ihnen denn nahegelegt worden, ob sie nicht wenigstens kurze Missionsreisen ausführen könnten. Alle elf getauften Männer zusammen sollten nach Westen über die Berge in das unbekannte Gebiet vordringen, die dortigen Heiden besuchen und mit ihnen Freundschaft schließen. Mehr schien auf alle Fälle unausführbar. Wenn alte verwandtschaftliche Beziehungen bestanden hätten wie da und dort im Küstengebiete, oder wenn wie dort der Handel früher schon Wege bereitet hätte, dann wäre ein Missionsanfang einfach und leicht, auch einleuchtend gewesen. Aber das alles fehlte im Gebirge vollständig. Todfeindschaft von Stamm zu Stamm hatte die Völkerschaften vollständig entzweit und eine Sprachzersplitterung ohnegleichen geschaffen. So schienen Besuche der Nachbarstämme die einzig mögliche Missionsbetätigung der werdenden Christengemeinde zu sein.

Bald nach der Taufe 1905 traten die Christen ihre Reise an. Sie waren vorsichtig und ließen sich Zeit. Überall fanden sie auch Führer, die sich bereit erklärten, sie in das nächste Dorf zu geleiten. Sie kamen etwa vierzig Kilometer weit, dann weigerten sich Führer wie Dolmetscher, weiter mitzugehen und die Reise nahm ein Ende. Immerhin bedeutete diese Leistung für die damaligen Verhältnisse einen ansehnlichen Erfolg. Die Christen wurden angestaunt als momoli, als Menschen, die Mut haben. Auch der neue gewaltige Gott wurde bewundert, der an seine Anhänger so unmenschliche Forderungen stellte, der freilich seine Leute auch zu beschirmen vermochte.

Die Reise wurde im nächsten Jahre wiederholt. Aber ich ließ die Christen nicht wieder allein gehen, sondern schloß mich ihnen an, um Land und Leute im wilden Westen aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Auch ich kam nicht viel weiter als die Christen im Jahre zuvor. Das Mißtrauen unserer Führer war unüberwindlich. Es fehlte auch noch die Erfahrung im Reisen sowohl als im Umgang mit völlig unbekannten, argwöhnischen Menschen, mit denen man sich nur noch durch Gesten mühsam und notdürftig zu verständigen vermochte. Eben infolge dieser Schwierigkeit wäre es eines Tages fast zu einem unliebsamen Zusammenstoß mit den Eingeborenen gekommen.

Wir stiegen mit einer Menge fremder Leute eben einen sehr steilen Berghang hinunter, als plötzlich hinter mir lautes Geschrei ertönte, aus dem ich nur den Ruf eines der Christen heraushörte: „Kaisa hilf, die wollen uns erschlagen!“ Einer der Christen, der ein Jagdgewehr trug, legte eben an; aber einer der Eingeborenen riß rasch den Lauf hoch, so daß er

nicht schießen konnte. Es dauerte eine ganze Weile, bis bei dem fürchterlichen Tumult mit Hilfe des Dolmetschers die Sachlage aufgeklärt wurde. Ein Mann war vor Freude über den Besuch des ersten Weißen in seiner Gegend hin und her gesprungen, hatte sein Beil geschwungen und seinen Feinden gedroht. Dieses Gebaren hatte den vor ihm gehenden Christen mißtrauisch gemacht. — Unten am Fluß stellte ich die Christen zur Rede. Sie schämten sich und der eine überreichte dem Heiden, auf den er angelegt hatte, als Versöhnungsgabe eine — Schachtel Streichhölzer. Der Beschenkte war damit völlig zufriedengestellt. Hatte er doch noch nie in seinem Leben so etwas gesehen noch besessen. Im Dorfe nachher erklärte er sein Geschenk immer aufs neue: „‚Si' streicht man an, dann fährt ‚fu' das Feuer heraus!" Um ein Haar wäre es also hier zu Blutvergießen gekommen. Der Fall wurde abends am Lagerfeuer gründlich besprochen und die jungen Christen erkannten, wie weit sie noch von der Gesinnung ihres Meisters Jesus entfernt seien.

Als wir am nächsten Morgen an einer hohen Felswand vorübergingen, baten unsere heidnischen Begleiter dringend, wir möchten die beiden darin hausenden bösen Geister erschießen. Welch eine Zumutung! Unsere Behauptung, es seien gar keine Geister vorhanden, beantworteten die Leute mit teils überlegenem, teils mitleidigem Lächeln. Wie blödsinnig die Fremden daherredeten! Wie konnten sie etwas über derartige Geheimnisse aussagen! Sie allein, die Ortskundigen und Platzbesitzer, waren eingeweiht und mußten Bescheid wissen. Das Nichterfüllen des Wunsches hätte das Mißtrauen der Heiden erregt, als stünden wir mit den bösen Geistern im Bunde und wäre außerdem als große Unge-

fälligkeit erschienen. So mußte einer der Christen einen Schuß abfeuern, der von den Bergwänden donnernd widerhallte. Die Heiden aber brachen in ein lautes Triumphgeschrei aus. Nachher ging die Rede, die fremden Gottesleute hätten die Geister des Felsens gemordet.

In allen Dörfern, durch die wir zogen, warben die Christen um junge Burschen. Sie wollten dieselben erziehen; später sollten sie als Getaufte in ihre Heimat zurückkehren. Die Christen hatten sich diesen Plan selbst ausgedacht und auch um meine Meinung gefragt. Ich hatte nichts einzuwenden, im Gegenteil, es freute mich, daß die Leute den Heiden helfen wollten. Es war ein Anfang, der wenigstens eine Verbindung zwischen den Christen und den bisher so fernen Heiden herstellen konnte. In den entlegensten Dörfern war jedoch alles Werben umsonst, nur in den näheren erhielten sie fünf Jungen, um die sie sich sofort in rührender Weise annahmen. Die Burschen wurden aufs freundlichste gespeist, dann am nächsten Bach gründlich gereinigt und mit einem Tuch bekleidet. Freilich, bis diese Knaben christlich wurden, vergingen Jahre, denn das Evangelium lief rascher als die Jungen wuchsen. Sie sind bei den Sattelbergchristen heimisch geworden und da verblieben.

Wir hatten also die in den Hochgebirgstälern wohnenden Hube ein wenig kennen gelernt. Jedenfalls waren sie nicht einäugig und hatten keine Schwänze, wie die Sage über sie berichtete. Auch war der den Eingeborenen so fernliegende Missionsgedanke den Christen wieder nahegebracht worden; ja sie hatten sogar etliche junge Heiden zur Erziehung bekommen und konnten an denen ihren Missionseifer betätigen. Es wurde fortan auch für die Mission gesammelt und der

erste Ertrag an das Missionshaus in Deutschland geschickt. Waren es auch nur sieben Mark im Jahre 1905, es war von zwölf armen Christen immerhin etwas. Die Summe stieg mit der Zahl der Getauften. 1908 gingen 110 Mark ein, zehn Jahre später rund 1000 Mark. Zunächst handelte es sich gar nicht darum, daß viel aufgebracht wurde, sondern darum, daß die Leute ihre Missionspflicht erkannten und etwas für Gott und seine Sache taten.

17. Der Missionsanfang

Der Gedanke, daß es möglich sei, etliche der schwachen Christen mehrere Tagereisen weit unter eine völlig fremde Bevölkerung mit gänzlich unbekannter Sprache zu stationieren, kam mir damals noch nicht. An der Küste machte man da und dort Versuche, Christen an bekannte Plätze unter bekannte Leute zu stellen. Das begriffen auch meine Räte. Aber hineinziehen in die Berge, zu Menschen, mit denen jede Verständigung unmöglich war, das mußte ihnen als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen, denn nach Eingeborenenrecht ist jeder Fremde vogelfrei. Die Leute kannten ja in der unsicheren Heidenzeit ihre Heimatgegend nicht einmal im Umkreise von zwei bis drei Stunden! Und wie hingen sie an ihrer Scholle und ihrer Sippe. Schon ein Mädchen in ein etliche Stunden entferntes Dorf heiraten zu lassen, war eine Seltenheit. Zudem handelte es sich bei der Missionsarbeit um ein lebenslanges Bleiben unter menschenfresserischen „Wilden". Wer sollte die Christen dort schützen, wer sie hilfreich bei der Arbeit unterstützen? War die Forderung, unter derartigen Verhältnissen zu leben und zu wirken nicht ebenso herzlos als unmöglich?

So redete ich denn immer nur von der Missionspflicht im allgemeinen. Die Christen spendeten ihre Gaben, sie machten ihre Reisen, außerdem hatten sie auch in den eigenen Dörfern noch eine Überzahl von Heiden. 1907 standen 200 Getauften rund 2000 Heiden gegenüber. Was bedeutete dieses Zahlenverhältnis für eine Aufgabe, welche die Christen in nächster

Nähe noch zu erfüllen hatten! Aber doch war die kleine Schar längst so übermächtig, daß das Heidentum gar keine Rolle mehr spielte. Mit Recht heißt es im „Gedenkblatt“ von 1910: „Das Evangelium hat im Bereich unserer Stationen auf der ganzen Linie gesiegt; das Heidentum ist völlig überwunden, so daß keine Gegenströmung und keinerlei feindlicher Gegensatz zurückgeblieben ist.“ Das ist doch gewiß ein glänzendes Zeugnis für die Tüchtigkeit und den Eifer der jungen Christen! Diese „Abgewaschenen“ galten bald überall als die mutigsten, schneidigsten, tüchtigsten und als die auf allen Gebieten des Lebens unbedingt fortschrittlich gesinnten Menschen im Lande. Darum gaben sie den Ton an und rissen die Masse mit fort. Die Alten saßen zu den Füßen der Jungen und ließen sich lehren. Bei solch einer Gelegenheit sprach ein Brauner das Wort: „Gott hat bei uns alles auf den Kopf gestellt.“

Im Jahre 1907 hatte ich wieder einmal von der Missionspflicht einer Christengemeinde gesprochen. Bald darauf kam der junge Kupa zu mir mit der Erklärung: „Ich bin bereit, unter die Heiden zu gehen, bloß hege ich Bedenken wegen meines Hauses, das halbfertig dasteht, und wegen meines Feldes, das noch nicht bestellt ist.“ Der Mann erhielt den kurzen, bestimmten Bescheid, ruhig wieder heim zu gehen, sein Haus zu bauen und sein Feld zu bestellen. Diese Antwort hatte er nicht erwartet. Ganz verwundert stellte er die Frage: „Verstehst du denn nicht, ich will doch zu den Heiden?“ „Gewiß verstehe ich. Aber gehe nur wieder heim, du bist nicht reif dafür!“ So ging er denn wieder nach Hause.

Ein halbes Jahr später führte uns die Apostelgeschichte wieder auf den Missionsgedanken. Kupa saß vorne und sah

mich aufmerksam an: Da redete der Missionar immer von der Arbeit unter den Heiden, aber meldete man sich, dann wurde man abgewiesen. Da fiel das Wort: „Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.“ Kupa senkte den Kopf und hob ihn nicht mehr.

In der folgenden Woche erschien nicht bloß Kupa wieder, sondern er brachte noch drei andere junge Leute mit. Alle vier wollten in die Mission. Ich ließ sie sich über ihren Entschluß aussprechen. Er schien bei allen echt und von Gott gewirkt. Von Haus, Feld, Bekannten und Verwandten redete keiner. Doch äußerten sie allerlei Bedenken, ob sie nicht zu alt, zu ungeschickt, zu schwach, zu dumm wären. Ich legte ihnen die verfängliche Frage vor, wie lange sie in der Ferne zu arbeiten gedächten; denn die Christen im Küstengebiet waren meist nur für etliche Jahre ausgezogen. Sie stutzten. Dann antwortete einer für alle: „Wir denken an keine Rückkehr.“ Hatten die jungen Männer ihren Entschluß wirklich überlegt? Natürlich hatte ich es ausgesprochen, daß der Missionsdienst Lebensberuf sei. Aber es geht doch oft so: man findet etwas einfach und selbstverständlich, so lange es ferne ist; tritt aber die Aufgabe in greifbare Nähe, dann erscheint sie riesengroß und niederdrückend. Ich hatte in diesem Fall als Gemeindeleiter die Hauptverantwortung zu tragen; die Christen besaßen damals noch nicht die Selbständigkeit wie später, wo sie oft von sich aus solche Aufgaben in Angriff nahmen. Lud ich den schwachen Christen gleich anfangs zuviel auf und zerbrachen sie unter der Last, so war alles verdorben. Überschätzten wir nicht alle miteinander unsere geringen Kräfte? Ein paar junge braune Christen unter einem

völlig urwüchsigen Heidenstamm, war das wirklich möglich? Mußten sie nicht versagen? Auch der Missionar war jung und besaß nach dieser Richtung weder Vorbild noch eigene Erfahrung. Kein Mensch überblickt am Anfang der Reise alle Schwierigkeiten und Gefahren des Weges. Das ist ebenso unnötig wie unmöglich; es genügt zu wissen, daß es der Weg Gottes ist, den man betritt.

So war denn das erste, daß wir uns über den Weg Gottes völlig gewiß werden wollten. Darum sollte die Gemeinde und mußten die Verwandten gehört werden. Nicht weniger als drei der jungen Leute stammten aus dem Bezirk des noch heidnischen Häuptlings Sane, ja der eine war sein letzter noch lebender Sohn. Die drei fürchteten nicht mit Unrecht den oft recht grimmigen Zorn des poltrigen Alten und baten deshalb, ich möchte selbst die Bekanntgabe ihres Entschlusses im Sonntagsgottesdienst übernehmen. Überdies schämten sie sich: war's nicht Täuschung und törichte Einbildung, die den Spott herausforderte, daß gerade sie als Missionare ausziehen wollten?

Der Sonntag kam. Die Menge der Gottesdienstbesucher war ahnungslos. Als die Ankündigung erfolgte, daß sich vier junge Männer für Lebenszeit zum Missionsdienst in der Ferne gemeldet hätten, war die Spannung bei den Versammelten ordentlich fühlbar. Die Namennennung löste allgemeines Staunen aus. Als ich zuletzt den Häuptlingssohn nannte, da ging dem Vater ein Stich durchs Herz. Man konnte es sehen, wie der Alte im Innersten getroffen erstarrte. Auf meine Frage, was er zu dem Vorhaben seiner Leute, besonders seines Sohnes, zu sagen habe, vermochte er nicht sogleich Antwort zu geben. Der Mann rang schwer mit sich

selber. Mir tat der Alte in diesem Augenblick wirklich leid, aber ich schwieg. Alles schwieg und harrte regungslos der Antwort des Häuptlings. Würde er, der Heide, loslegen und eine seiner wuchtigen Donnerreden halten? Daß er protestieren, mindestens klagen würde, war die allgemeine Annahme. Erst nach nochmaliger Aufforderung redete Sane und seine Stimme bebte vor tiefster innerer Bewegung: „Ich bin ein alter Mann, der mit dem einzigen Sohn seine rechte Hand verliert. Doch da Anutu ihn gehen heißt, werde ich ihn nicht zurückhalten." — Kann man sich hineindenken, was die Herzen der Versammelten bei diesen Worten empfanden? Es war, als ginge der große, allmächtige Gott selber durch die Reihen. Kein Mensch hatte eine solche Antwort erwartet, auch der Missionar nicht. Der Eindruck des Vorganges war gewaltig und ich hörte nachher mehr als eine Stimme, welche voll Verwunderung bekannte: „Anutu ist wirklich groß, denn er tut Wunder."

Nach einem kurzen Unterricht von fünf Monaten standen die vier Helfer auszugsbereit. Aber für ihre Niederlassung bei den Hube sollte erst eine gewisse Rechtsgrundlage geschaffen werden, vor allem im Interesse der Gehilfen und ihrer Sicherheit. Ließen sie sich ohne jede Einladung unter den Heiden nieder, so galten sie als Eindringlinge, die kein Recht hatten da zu sein. Dieser Zustand bedeutete von vorneherein Lebensgefahr. Aus diesem Grunde begab sich eine Abordnung der Gemeinde mit etlichen Dolmetschern zu den fremden Gebirgsbewohnern mit der Anfrage, ob die Heiden die Ansiedlung der Christen in ihrer Mitte wünschten. Nach gegebener Zusage wurde sogar noch das Verlangen gestellt, daß die Heiden kämen und die Christen abholten. Auch diese

Inländer in Kriegsrüſtung mit Baſtpanzer

Drei Männer aus dem Hochgebirge

Brücke über den Gebirgsfluß Mongi

Gebirgslandschaft im Hinterland, westlich vom Sattelberg

Bedingung wurde erfüllt. Der Grund war nicht Freundlichkeit, sondern vielmehr Furcht. Furcht vor den merkwürdigen „Abgewaschenen“ und ihrem Anutu, Furcht auch vor dem weißen Missionar, der mit seiner Donnerbüchse die Geister der Felswand hatte erschießen lassen. Was konnte geschehen, wenn man die Niederlassung der Fremdlinge ablehnte? Nein, man hatte keine Wahl, man mußte zu allem ja sagen.

Als die Boten von den Heiden zurückkehrten, hegte niemand mehr Zweifel, daß Gott selbst die Herzen willig gemacht und die Wege geebnet hätte. Am 6. September 1908 zogen die vier Gehilfen nach einem tränenreichen Abschied unter dem Geleite von zwanzig Hubeheiden in die ungewisse Zukunft.

18. Der Geisterteich

Abgeschnitten von Heimat und Freunden standen die vier jungen Männer, von denen zwei verheiratet waren, unter dem wildfremden Hubevolk, auf dessen Güte sie sich angewiesen sahen. Doch, obwohl man sich oft elend und verlassen fühlte, war der allererste Anfang leichter, als man sich vorgestellt hatte. Mit Hilfe der Eingeborenen bauten die Ankömmlinge in vier Wochen ein für papuanische Verhältnisse großes Grashaus und legten dann die ersten Felder an. Von da an aber flaute der Eifer der Hube bedenklich ab. Die Leute brachten wenig oder nichts zu essen und es gab daher viele unfreiwillige Fasttage. Auch allerlei Mißtrauen gegen die Christen begann sich da und dort zu regen. Würde man noch Glück haben, wenn diese seltsamen Fremden da wohnten? Würden die Zaubersprüche noch wirken? Waren die Ahnen und Geister mit der Aufnahme derartiger Gäste einverstanden? Und wie würden sie sich mit dem neu hergebrachten Anutu vertragen? Die Christen erfüllte das lebhafte Bewußtsein von der Schwierigkeit ihrer Lage. Es brauchten nur etliche Todesfälle vorkommen, Mißerfolg auf der Jagd sich einstellen, dann schob man zweifellos ihnen alle Schuld zu. Darum rechnete die Gemeinde durchaus mit der Möglichkeit, daß die Gehilfen erschlagen würden. Es herrschte die allgemeine Überzeugung, daß nur Gott sie schützen könnte. Der Missionar sah die Lage nicht so gefährlich an, denn auch die rohesten Heiden besitzen bestimmte Sitten und Rechte. Freilich der Aberglaube und das Mißtrauen solcher Menschen waren

unberechenbar. So galt denn auch unter den übrigen Missionaren, welche die Verhältnisse kannten, dieser erste Versuch als ein sehr gewagtes Unternehmen.

Erst nach sechs Monaten, Februar 1909, machte ich bei den Gehilfen meinen ersten Besuch, und zwar in Gemeinschaft mit dem Berliner Professor Neuhauß, der gerne das Inland kennen lernen wollte. Dieser Forscher kam als Gegner der Mission nach Neuguinea, als ihr Freund schied er zwei Jahre später. Er schreibt in seinem großen Werk „Deutsch Neuguinea" Band I Seite 30: „In kultureller Beziehung bedeutet die Mission gegen früher einen ungeheueren Fortschritt und es ist die Tätigkeit der Missionare, die ein solches Wunderwerk zustande brachte, nicht hoch genug einzuschätzen. Ich sehe hier von der religiösen Seite der Sache ab und habe nur die sittliche Hebung der Eingeborenen im Auge. Daheim lächelt man über die ‚Schrulle', den Schwarzen eine neue Religion einimpfen zu wollen und meint, es sei weit besser, die angeblichen ‚armen Heiden' ungeschoren zu lassen. So dachte ich früher auch, bevor ich aus eigener Anschauung kennen lernte, was von den Missionaren geleistet wird." Die Christen konnten sich jetzt bereits notdürftig mit den Hube verständigen. Dadurch war es ihnen möglich, allerlei falschen Gerüchten entgegenzutreten. Auch sonst herrschte um jene Zeit unter den Heiden Ruhe und Frieden. Man scheute den großen Anutu, auf den sich die Christen bei jeder Gelegenheit beriefen.

Die Gehilfen wußten viel zu erzählen. So berichteten sie, die Leute hätten sie einmal vor einem großen Teich in der Nähe gewarnt; sie sollten sich nicht zu weit nach Nordwesten zu in den Wald hineinwagen. Als sie dennoch zu dem Wasser

wollten, um Aale für ihre hungrigen Mägen zu fangen, seien die Leute entsetzt gewesen und hätten sich standhaft geweigert, sie zu führen. In dem Teich hause ein schreckliches Geistwesen. Einst sei es von einem pietätlosen Menschen gestört worden und habe sich dann furchtbar gerächt. Der Geist habe das Wasser erregt, daß es brausend und zischend aus seinen Ufern getreten sei, das ganze Land überflutet und alle Menschen ersäuft habe. Die Gehilfen hatten wohl von der Bedeutungslosigkeit ihrer heimatlichen Geisterplätze erzählt, aber ohne irgendeinen Eindruck damit zu machen. Nach vieler Mühe gelang es jetzt dem weißen Missionar, einen Führer zu bekommen. Derselbe stellte die Bedingung, daß ein Gewehr mitgenommen werde. Wir zeigten zweie, denn auch der Professor stellte eins zur Verfügung.

So machten wir uns denn auf den Weg. Niemand als der Führer wußte von unserem Vorhaben. Als wir vor dem Ziel standen, zeigte uns der furchtsame Mann von weitem die zwischen den Bäumen durchschimmernde helle Wasserfläche und drängte dann mit angstvollen Gebärden und geflüsterten Tönen zum schleunigen Rückzug. Zu seinem Entsetzen gingen wir weiter vor, zumal uns nach den Wildenten verlangte, die wir auf dem Teiche bemerkt hatten. Das Krachen der Schüsse brachte den Führer in größte Aufregung. So ein wüstes Gepolter an dem Ort ewiger Stille! Geschah den Umwohnern irgendein Leid, so war er für alles verantwortlich, denn er hatte die Fremden geführt. Kaum war es gelungen, den furchterfüllten Mann ein wenig zu beruhigen, da packte ihn aufs neue das Grausen. Kupa schickte sich nämlich an, in das Wasser zu steigen und die erlegten Enten herauszuholen. Der Führer rang verzweifelt die Hände: „Halt ein,

halt ein, das Waſſer hat keinen Grund! Der Teichgeiſt wird dich in die Tiefe ziehen!“ Er warnte umſonſt. Er rief den Miſſionar jammernd um ſeinen Beiſtand an. Auch umſonſt. Wenn er dieſen Frevel vorausgeſehen hätte, kein Menſch hätte ihn hergebracht und hätte man ihm Berge wertvoller Güter verſprochen. Was doch dieſe Fremden für unvernünftige Böſewichter waren! Die hatten vor nichts Reſpekt, hörten auf keine noch ſo wohlgemeinte Mahnung und gebärdeten ſich, als ob ſie die Herren der Welt wären! Sie trotzten ſogar den gefährlichſten Geiſtern!

Aber der Gehilfe durfte unmöglich ins Waſſer. Er faßte ihn, um ihn zu halten. Kupa machte ſich los und ſtürzte ſich in die Flut, denn er verſtand zu tauchen und zu ſchwimmen. Unſer Führer geriet außer ſich. Entſetzt ſtieß er einen Schreckenslaut aus und zitterte am ganzen Körper. Hilfeſuchend wandte er ſich an mich. Ich ſtand ruhig da, faßte den bebenden Mann und wies mit der Hand auf den Teich. Eben kam der Gehilfe wieder hoch. Der Heide traute kaum ſeinen Augen. Der Chriſt ſchwamm, ſchwamm wie ein Geſchöpf des Waſſers! So etwas hatte der Führer noch nie geſehen. Wie konnte ein Menſch ſchwimmen!! So etwas war ja unmöglich! Aber der Chriſt ſchwamm dennoch! Er erreichte die Enten, er nahm ſie zwiſchen die Zähne. Dann kehrte er um und näherte ſich dem Ufer. Jetzt ſtieg er triefend naß aus dem Waſſer. So etwas! Für unſern Begleiter war es ein reines Wunder. Hätte er Götter gekannt und verehrt, er wäre ohne Zweifel vor uns niedergefallen und hätte uns angebetet. Jedenfalls war er überzeugt, die Chriſten ſchützte ihr großer Gott Anutu, mit ſeiner Hilfe brächten ſie alles fertig, auch der mächtigſte Geiſt konnte ihnen nichts anhaben. Das An-

sehen der Christen stieg gewaltig, sie galten als gefeit gegen jede Gefahr. Die mancherlei Drohungen verstummten. „Anutu ist groß", rühmten selbst die Heiden vom Christengott. —

Unser Führer — Ilonggi hieß er — ist etliche Jahre später gestorben.

19. Ein menschlicher Versuch

Ältere Missionare hatten mir bisweilen gesagt: „Du bist in das Land gekommen, als die Feindschaft und das große Mißtrauen der Heiden schon stark erschüttert waren; darum ist es leicht, hier und dort Kritik zu üben, dies und jenes anders einzurichten.“ Dergleichen Bemerkungen hatten in mir immer den Wunsch ausgelöst, unter ein gänzlich unberührtes Volk zu kommen, das noch nie einen Weißen gesehen hätte. Der Wunsch war mit dem Anfang der Hubemission unversehens in Erfüllung gegangen.

Ich hatte einmal gelesen, in der Mission, überhaupt im Christentum, wirke keine besondere Gotteskraft, alles sei reine Täuschung. Die Bekehrungsberichte von Heiden seien Übertreibung. Die Mission sei nichts anderes als natürliche Seelenbeeinflussung. Man könne auch ohne Religion, ohne Gott und Christentum die gleichen Wirkungen erzielen wie die Missionare mit ihrer Verkündigung. Mir war von einem Mann erzählt worden, der durch bloße Vorführung von Taschenspielerkunststücken stark auf Eingeborene gewirkt habe. Ich überlegte. Was nützte es, solche Meinungen zu bekämpfen? Erfahrung allein konnte ein entscheidendes Wort sprechen. Wie wäre es, wenn man einen Versuch machte? Vielleicht gelang es doch, tiefere Eindrücke auf diese Weise hervorzurufen und bei geschickter Ausnutzung derselben eine christliche Bewegung zu entfachen. Oder vielleicht war es möglich, daß wenigstens einige der gröbsten heidnischen Übel wie Zauberei und Mord abgestellt wurden. Von Gottes allwirkender Kraft

war ich infolge mancher Lebensführungen fest überzeugt. Aber wer wollte von vorneherein behaupten, daß sich an der Kritik der Ungläubigen nicht doch ein Körnchen Wahrheit befand? — Ich hatte mir von Deutschland einen Zauberkasten kommen lassen und seine Künste den Sattelbergchristen (nicht den Heiden!) bereits vorgeführt. Jetzt sollten die ungeschlachten, heidnisch verbohrten Hube sie kennen lernen.

Im Oktober 1909 besuchte ich die Gehilfen wieder. Auch der Häuptling Sane ging mit, um seinen Sohn zu sehen. Wir ließen die Leute der Umgegend zu einer Versammlung einladen. Als sie beieinander saßen, begann Sane zu sprechen. Er knüpfte an den Totenschädel an, den die Gehilfen am Tage vorher beim Feldbestellen ausgegraben hatten. Vor etlichen Jahren war an dem Platze ein Mann erschlagen und aufgefressen worden. „Ihr sollt einander nicht als jagdbares Wild betrachten", rief er den Leuten zu. „Ich habe auch einst Menschenfleisch gefressen wie ihr, habe Menschen mit dem Spieß erstochen und meinen Feinden mit der Keule den Kopf eingeschlagen. Da kam Anutu in unser Land und stülpte unsere Herzen um. Seitdem haben wir alle diese schlechten Gepflogenheiten aufgegeben. Es gibt keine gegenseitige Furcht mehr, bei uns ist man jetzt in jedem Dorfe sicher. Ihr lebt noch nach der Väter Weise, seid vom gegenseitigen Mißtrauen erfüllt, kämpft miteinander, mordet einander und freßt einander. Ich habe die alte Weise durchgekostet und bin dabei grau geworden; aber im Alter habe ich auch noch Anutu und das neue Leben nach seinem Wort kennen gelernt. Ich rate euch dringend, folgt meinem Worte und gebt den heidnischen Wandel auf! Ihr werdet meine Stimme nimmer hören. Ich werde nie wieder zu euch kommen. Meine schwachen Beine ver-

mögen eure steilen Berge nicht mehr zu ersteigen. Ich wollte nur meinen Sohn noch einmal sehen und euch, seinen Freunden, ein Abschiedswort sagen."

Die Ansprache wurde gedolmetscht und machte sichtlich Eindruck, namentlich der Schluß. Auch der roheste Papua hat ein menschlich fühlendes Herz im Leibe. Freilich sahen die Leute schlechterdings keine Möglichkeit, den wohlgemeinten Vorschlag des Alten auszuführen.

Da Sane mit seiner Weisheit zu Ende war, fuhr ich fort. „Seht, wir kommen alle von Anutu her, der die ersten Menschen gemacht hat! Wir sind alle miteinander verwandt, sind Brüder. Ihr Bewohner dieses Tales sprecht sogar ein und dieselbe Sprache. Und doch befehdet ihr euch gegenseitig ohne Aufhören. Denkt, was muß der Vater empfinden, wenn seine Söhne beständig im Streit miteinander liegen? — Und habt ihr einen Bruder erschlagen, so glaubt ihr, die Sache sei durch Bezahlung einer Sühnegabe zu erledigen. Wißt ihr nicht, daß der Mensch nicht bloß einen Leib, sondern auch eine Seele hat? Und der Erschlagene hat auch eine Seele, die nicht mit getötet wird, sondern fortlebt. So sind also die Seelen noch da und Gott ist auch noch da. Und es kommt die Zeit, da müssen alle vor dem großen Vater erscheinen. — Ihr behauptet, daß ihr nur Zauberer tötet. Darum sei das Totschlagen kein Unrecht, sondern eine rühmenswerte Tat. Aber eure Zauberei ist ja eine große Lüge! Anutu sagt es. Niemand stirbt von Zauberei, sondern alle Menschen sterben infolge der Sünde. Bei uns Weißen gibt es keine Todeszauberei und wir sterben auch. Bei den Kâte ist die Zauberei verschwunden, aber die Leute sterben nach wie vor. Oder seht die Tiere des Waldes an! Niemand ver-

zaubert sie und sie sterben doch. Darum ist die Zauberei eine große Lüge." —

Hier erhob sich, wie zu erwarten war, der Widerspruch. Darum sagte ich: „Ihr könnt das nicht einsehen. Gut, so zeigt eure Kunst! Zeigt, wie ihr bei einem Kranken Zauberei als Ursache seines Leidens feststellt! Zeigt, wie ihr einen Menschen durch Zauberei ums Leben bringt!"

Die Leute schwiegen. So fuhr ich fort: „Ich will euch beweisen, daß euere Zauberei eine große Lüge ist, gebt acht!" Damit nahm ich eine durchbohrte Holzkugel und ließ sie an einer Schnur herabgleiten. Plötzlich hielt sie wie auf Kommando mitten im Fall inne. Die Zuschauer stutzten. „Seht," erklärte ich, „das wäre etwas für euch! Damit könntet ihr die Leute fein betrügen und sagen: Wenn die Kugel herabfällt, stirbt ein Kranker, hält sie aber im Lauf inne, so wird er gesund."

Die Heiden folgten der weiteren Vorführung mit gespannter Aufmerksamkeit. So etwas hatten sie noch nie gesehen. Ich zeigte noch einiges. So ließ ich eine Kugel aus einem Büchschen und ein Geldstück aus einem Papier verschwinden und verschiedenes andere. Dabei betonte ich immer die völlige Harmlosigkeit des Vorgangs. Sie aber lögen die Leute an, ängstigten sie und die Zauberer ließen sich für den Schwindel auch noch teuer bezahlen.

Einer der Männer ließ die Bemerkung fallen, ich drehe das Papier mit dem Geld nur um und zeige die Rückseite. Er mußte vortreten und durfte aus nächster Nähe zusehen. Verblüfft kehrte er an seinen Platz zurück. Ich schloß mit einem Hohn auf ihre Zauberei und einen Hinweis auf Gott: „Ihr Braunen seid Prachtkerle und Tausendkünstler!* Ihr

* mâsibapa, d. h. eigentlich Wundertäter.

könnt alles! Ihr könnt Menschen töten und gesund machen, könnt Regen kommen und die Sonne scheinen lassen! Ihr seid Herren über Donner und Blitz, über Wind, Sturm und Erdbeben! Ihr könnt, was nach unserem Glauben Anutu allein vermag. Dagegen das Leichte, Menschenmögliche, was ich euch gezeigt habe, wißt ihr weder zu erklären, noch Ähnliches selbst vorzuführen. Erkennt, daß ihr Lügner seid!"

Der Hieb schien doch zu sitzen. Erst redeten die Leute miteinander. Dann wurde die Unterhaltung lauter und heftiger. Ein jüngerer Mann erhob sich und hielt eine Rede. Er warf einigen Dorfschaften vor, daß sie mit Mordplänen umgingen und mit der Ausführung nur warteten, bis der Weiße mitsamt seinem Anutu wieder nach Hause gegangen sei. Die Getadelten verteidigten sich und beschuldigten andere — der Zauberei. Einige natürlich nicht gegenwärtige Zauberer wurden genannt. Über die Abwesenden war leicht schelten. So brachen wir ab und ließen die Leute gehen. Über acht Tage sollte eine zweite Versammlung stattfinden.

Diese zweite Versammlung verlief ähnlich wie die erste. Nur waren diesmal viel mehr Leute gekommen. Nach der Vorstellung wurde ein Mann als Zauberer genannt und ihm von allen Seiten heftig zugesetzt. Er entgegnete kein Wort. Schließlich aber sprang er auf und rannte weg. Was hatte er im Sinn? Er brach nur den Stengel eines Ziersträuches ab, kam damit zurück und pflanzte ihn in den Boden zum Zeichen, daß er nie wieder zaubern wolle. — Nach dreistündigem Geschrei gingen die Leute auseinander.

Ich vermißte an diesen Versammlungen etwas, ebenso die Christen. Die Heiden waren keineswegs von der Wahrheit

innerlich erfaßt. Ihr Reden war Heuchelei. Aber selbst wenn es gelang, sie durch menschliche Kunststücke aufzurütteln, wie sollte auf dieser falschen Grundlage dann ein solider Weiterbau erfolgen? Trotzdem hatten wir gehofft, daß wenigstens die von einigen Dorfschaften geplanten Kämpfe unterbleiben würden. Nach sechs Wochen kam ein Brief von den Gehilfen, die Feindseligkeiten in ihrer Nachbarschaft seien aufs neue ausgebrochen, und zwar mit einer Heftigkeit wie nie zuvor.

Der „menschliche Versuch" hatte sich als Fehlschlag erwiesen. Er wurde nie wiederholt.

20. Das Ansehen der Christen

Die abergläubische Scheu der Heiden vor dem geheimnisvollen Christengott bestand fort. Sie kam den Gehilfen sehr zu statten. Man bat sie in Streitfällen zuweilen sogar um ihr Eingreifen. Ihr unparteiisches Urteil galt viel und es gelang, manches Blutvergießen zu verhindern. Ja, sie durften es wagen, unnachgiebigen Streitern Bogen und Pfeile zu zerbrechen. Die Leute ließen sich das merkwürdigerweise bieten. Es galt als feststehende Tatsache, daß die Christen unter dem besonderen Schutze des großen Anutu ständen. Man hielt sie für unverletzlich und glaubte, daß niemand ihnen widerstehen könne. Wie hätten sie es sonst gewagt, zwischen kämpfende Krieger zu treten? Daneben wußte jedes Kind, daß sie ganz harmlose Leute waren, die niemand ein Leid zufügten, überall gerne halfen, ja nicht einmal ein fremdes Weib berührten. Etliche Frauen hatten sich ihnen zu nähern gesucht, waren aber scharf abgewiesen worden. Was für seltsame Gesellen diese Gottesleute doch waren!

Der Missionar hatte ihnen ausdrücklich das Predigen und Abhalten von Sonntagsgottesdiensten für die Heiden untersagt. Sie hatten dieses Verbot auch verstanden. Man wollte nicht eine äußere Form einführen, für die noch gar kein inneres Bedürfnis vorhanden war. Dagegen sollten sie die Leute fleißig in ihren Dörfern besuchen und sich mit ihnen ganz einfach und menschlich-natürlich unterhalten. Wenn Gottes Geist in ihren Herzen wohne, würden sie allezeit wissen, was sie reden sollten.

Je mehr die Christen die Sprache lernten und den Heiden erzählen konnten, um so größer wurde das Staunen derselben. Der Gott, den die fremden Weißen in das Land gebracht hatten, war über alle Maßen merkwürdig! Die braunen Gehilfen waren richtige Menschen, die in allen Winkeln des Heidentums Bescheid wußten, ja sie waren selbst Heiden gewesen. Dann hatten sie sich mit dem Wasser Anutus abwaschen lassen und waren ganz andere Menschen geworden. Sie dachten, redeten, handelten anders als alle Braunen. Kein Geist konnte ihnen etwas anhaben, keine Zauberei wirkte mehr. Furcht, welche die gewöhnlichen Menschen so sehr quälte, schien es für sie überhaupt nicht zu geben.

Zwischen zwei Distrikten herrschte ein alter Streit, der oft längere Zeit ruhte, dann aber infolge irgendeines Anlasses neue Nahrung erhielt und wieder kräftig aufloderte. Es waren Rechtskämpfe, keine Rachekriege. Die Papua machen zwischen beiden einen scharfen Unterschied. Rache wird stets durch heimliche Überfälle geübt und weder Weib noch Kind pflegt im allgemeinen dabei geschont zu werden. Hier handelte es sich um einen Rechtsstreit. Da wurde bei Tage offen gefochten; der Kampf pflegte der Gegenpartei vorher sogar gemeldet zu werden, damit sie sich zur Abwehr rüsten konnte.

Die Gehilfen suchten auch hier zu vermitteln. Mehrmals hatten sie durch ihr unerschrockenes Eingreifen die Streitenden getrennt. Die Furcht vor ihrem gewaltigen Anutu ließ die wie toll sich Gebärdenden mitten im wüstesten Kampfgeschrei innehalten. Einmal zerbrachen sie auch hier die Pfeile, aber ohne die gewünschte Wirkung. Die Leute liefen künftig davon, sobald der Ruf erscholl: „Die Abgewaschenen kommen!“ Eines Tages wurde sogar während ihrer Anwesen-

heit ein Mann durch einen Pfeilschuß in die Stirne tödlich verletzt und die Christen vermochten nicht, ihm das Leben zu retten. Ein anderes Mal wurde ein Mann von der Gegenpartei getötet. Schließlich überließen die Gehilfen die Heiden sich selber, da sie doch nichts auszurichten vermochten.

Ich war gerade zu Besuch bei den Christen, als wieder unten im Tal das Kriegsgeschrei ertönte. Mir taten die armen, hilflosen Menschen leid und ich hätte gerne etwas unternommen, um dem unsinnigen Blutvergießen zu steuern. Ich wandte mich an die Gehilfen. Nach kurzer Beratung entschlossen wir uns, einmal das Ansehen des weißen Missionars in die Wagschale zu werfen. Nur sechs Mann stark machten wir uns auf den Weg, nahmen auch kein Gewehr mit, sondern nur den photographischen Apparat. Das ganze Unternehmen befahlen wir ernstlich Gott, ehe wir gingen.

Die erste Partei, auf die wir stießen, verwies uns an ihre Gegner: „Nicht wir, jene sind es, die von einem Frieden nichts wissen wollen." So begaben wir uns auf die andere Seite. Aber die Schar hatte sich bei unserem Nahen bereits zurückgezogen und konnte erst nach längerem Suchen ausfindig gemacht werden. Hier wies man tatsächlich jeden Gedanken an eine gütliche Beilegung des Streites weit von sich. Man schalt nur immer „die andern", sie allein waren die Schlechten. Nach stundenlanger vergeblicher Verhandlung photographierte ich etliche von den Leuten. Nun wollten wir umkehren.

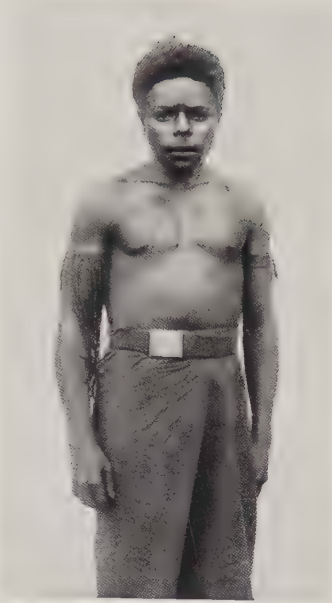
Da fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: „Wie wäre es, wenn wir den hartnäckigen Häuptling mitnehmen würden?" Ich fragte meine Begleiter: „Habt ihr Mut, so versuchen wir den Alten mit auf die Station zu nehmen; vielleicht lassen sie

ſich dann zum Frieden bereit finden." Das war nun doch ein ſtarkes Stück! Aber zu Bedenken war keine Zeit. Zwar verſtanden die Hubeheiden von unſerer Kâteſprache kein Wort, aber jede längere Beſprechung mußte ihr Mißtrauen erwecken. Wenn der Miſſionar zu ſo einem gefährlichen Streich ſeine Hand bot, würde wohl auch Gott helfen. Darum antworteten ſie: „Gut, verſuchen wir es!"

„Faſſen wir den Häuptling und dann fort!" gebot der Miſſionar. Jangaſuo, ſo hieß der Mann, ſah ſich von weißen und braunen Armen ergriffen und weggezogen, während die zwei wortgewandteſten Gehilfen die verblüfften Krieger beruhigen mußten. Im erſten Augenblick lachten die Leute. Sie konnten ſich nicht vorſtellen, daß das Fortſchaffen ihres „Vaters" unſere ernſthafte Abſicht ſei. Bald jedoch merkten ſie, daß wir keinen Witz machten. Sie rückten nach, brachten Einwände vor und erboten ſich, Frieden zu ſchließen, nur müſſe man erſt über die Bedingungen und die den Feinden zu bietenden Sühnegaben beraten. Zu ſpät. Wir ließen uns jetzt auf nichts mehr ein. Da ſuchten uns die Leute den Alten zu entwinden. Wort und Blick des fremden Weißen aber hielten ſie zurück. Jetzt war es höchſte Zeit fort zu kommen. Es wurden Rufe laut: „Schlagt die Fremden nieder! Befreit den Häuptling! Schießt! Schießt!" Aber es blieb beim Schreien. Niemand wagte die abgelegten Waffen zu ergreifen und auf die Männer Anutus zu ſchießen. — Unterdeſſen waren wir in dichtes Gebüſch gekommen und den Blicken der Leute entſchwunden. Damit hatten wir gewonnen. Niemand folgte uns aus Furcht, die feindlichen Nachbarn könnten ſich irgendwo in der Nähe verſteckt halten.

Als wir die Gefahr hinter uns hatten, war nur noch zu

Der Gaenghäuptling Tinonga



Enzeleng, der von den Gaeng erschlagene und aufgefressene Christ

Inlandleute mit Waffen und Schilden

Kâtedorf Kwâlângko nördlich vom Sattelberg
Im Hintergrund links ein Baum mit Baumhäusern

Masangko, ein Kâtedorf nördlich vom Sattelberg

fürchten, daß uns der Gefangene entwischte. Man kann sich wohl vorstellen, daß ihn eine ungeheuere Angst beseelte. Einer der Christen mußte vor ihm gehen, zwei hielten ihn an den Handgelenken, der weiße Missionar folgte ihm auf dem Fuße. Wir marschierten direkt auf das Dorf seiner Gegner los. „Sie werden mich totschlagen", behauptete der Alte. „Sie werden dir kein Haar krümmen", gaben wir zurück. Der Häuptling verneinte, und je näher wir dem Dorfe kamen, um so größer wurde seine Erregung. „Unser Anutu wird dich schützen, denn du gehörst jetzt zu uns." Das war der einzige Grund, der dem Heiden einzuleuchten schien.

Wir betraten das Dorf. Diese Blicke der Bewohner! Die Leute rissen die Augen auf und begriffen nicht, wie ihr erbitterter Widersacher in unsere Hände und nun in ihre Mitte kam. Sie erklärten kurzerhand: „Wir schlagen ihn tot und fressen ihn auf!" Wir umstanden den Mann schützend und antworteten: „Wir haben ihn geholt, darum gehört er uns." Dann ermahnten wir die Leute, jetzt zu zeigen, daß es ihnen mit dem Frieden ernst sei, wie sie behauptet hätten. Bald legten die Männer ihre Waffen beiseite. Aber der Häuptling mußte eine Flut abscheulicher, echt heidnischer Schmähreden über sich ergehen lassen. Er sprach kein Wort. Welche Gedanken und Empfindungen mögen seine Seele erfüllt haben?

Auf der Gehilfenstation wurde er unablässig bewacht. Es kam zu Verhandlungen und nach zwei Tagen schon wurde der Friede geschlossen, der den langen Fehden ein unerwartetes Ende bereitete. Der Friede hat sich auch als dauerhaft erwiesen. Niemand, auch der Häuptling Jangasuo nicht, hat mir je etwas nachgetragen. Im Gegenteil, alle waren mit dem Ergebnis zufrieden. Die langjährigen Gegner zogen

hocherfreut Arm in Arm nach Hause. Gott ist wirklich groß, das war unstreitig der tiefe Eindruck, den die Heiden mit heim nahmen.

Ja, aber als alles glücklich vorüber war, saß der Missionar allein und machte sich seine Gedanken. Er hatte keine Gewissensbisse, aber er fragte sich: „Was war das nun wieder? Gewiß hat Gott alles wohl hinausgeführt. Aber ist es Jesu Art, so aufzutreten? Bist du nicht im Eifer zu weit gegangen? Was hätte passieren können? Wisse, daß Erfolg und Segen im Reiche Gottes nicht ein und dasselbe sind!“

21. Weitere Ausdehnung

Das Jahr 1910 brachte den Halleyschen Kometen in Erdnähe. Sein Erscheinen war den Gehilfen genau mitgeteilt worden und diese hatten dafür gesorgt, daß die Kunde in alle Heidendörfer lief. Ende April tauchte der Wunderstern auf und war jeden Morgen gegen einhalb fünf Uhr im Osten zu sehen. Schließlich wuchs er zu solcher Größe an, daß der Kern gerade über dem Meere stand, während der riesige Schweif senkrecht in die Höhe bis über den Scheitelpunkt hinausreichte. Rechts über dem matt schimmernden Kern zeigte sich die Venus in strahlendem Glanze. Es war ein Anblick, der auch auf die stumpfsinnigen heidnischen Hube starken Eindruck machte. Am meisten jedoch wunderte sie, daß die Weißen so ein Himmelsereignis ganz genau vorherzusagen vermochten. Natürlich konnte ihnen so etwas nur ihr großer Anutu mitgeteilt haben.

Das Kometenjahr brachte uns aber noch eine Überraschung ganz anderer Art. Ohne bestimmten Plan hatte ich auf dem Missionsfest erwähnt, daß unsere Gehilfenstation Kulungtufu nur ein Anfang sei, bei dem wir nicht stehen bleiben dürften. Ich hoffte, daß wir vielleicht in einigen Jahren einen Schritt weitergehen könnten. Wie staunte ich deshalb, als am 21. Mai ein Brief Kupas ankam, der die Bereitwilligkeit ausdrückte, das Missionswerk auszudehnen. Und zwar hätte er mit seinen drei Kollegen schon beraten, alle seien einverstanden. Man wolle gleich drei neue Gebiete auf einmal besetzen.

Ich eilte sofort ins Inland, um den Plan mit den Gehilfen zu besprechen. Sie kannten die Verhältnisse, kannten die Gefahren; sie waren sich auch über die schwere Arbeit, die ihrer wartete, klar. Trotz aller Bedenken, die ich äußerte, blieben sie fest. Wie waren doch die schwachen Menschen in den zwei Jahren ihrer Missionstätigkeit innerlich gereift! Früher hätte bei unseren trottelhaften Papua niemand solche Entschlüsse für möglich gehalten. Um die Ausführung des Planes zu ermöglichen, brauchten wir freilich nicht weniger als acht junge Männer auf einmal! Wir beschlossen, daß erst die uns geeignet erscheinenden Personen gefragt werden sollten, ob sie bereit seien, in die Arbeit einzutreten, dann die Gemeinde, ob sie dem Plan zustimme.

Vier jüngere, im Taufunterricht stehende Burschen waren rasch gewonnen. Von den älteren Leuten hatten manche Bedenken wegen ihrer Frauen. Etliche andere lehnten aus diesem oder jenem Grunde ab. Aber wir hatten die nötigen acht Helfer bald ohne Schwierigkeit beisammen. Am 16. Oktober konnten die vier Verheirateten ausziehen, vierzehn Tage später wurden die Jungen getauft und folgten nach.

Die Bewohner der Bezirke, in welchen sich die Gehilfen niederlassen wollten, verhielten sich verschieden. Die einen waren hocherfreut, daß die Gottesleute zu ihnen kommen wollten, denn sie erhofften von ihnen Vorteil und Schutz. Vor allem konnten sie dann leichter in den Besitz der hochbegehrten Eisenwerkzeuge und der bunten Tücher gelangen. Andere waren neidisch, daß nicht sie, sondern ihre Nachbarn den Vorteil der Fremden genießen sollten. Es wurde sogar die sonst nie gehörte Drohung ausgesprochen, man werde den Christen „die Haut abziehen". Wieder andere benahmen

sich ängstlich und sorgten, die Eindringlinge kämen gewiß nur, um die Sitten ihrer Väter zu zerstören, wodurch sie in schwere Not und Verlegenheit gestürzt würden.

Überall ließ sich das Mißtrauen zerstreuen, nur ein Distrikt machte eine Ausnahme. Die Leute dort, die Jake, hatten sich zuerst außerordentlich freundlich gestellt. Nachher erfuhren sie, daß sich die Christen samt ihrem Anutu stark für Frieden, Freundschaft und Aufgeben der Menschenfresserei eingesetzt hätten. Das war ihnen unangenehm, da sie gerade im Kampfe mit ihren Nachbarn lagen. Jedenfalls konnte man weder von einer Aufnahme der Gehilfen um des Evangeliums willen, noch von einer Ablehnung des Christentums reden. Die Leute hatten vom Christentum überhaupt keine Ahnung. Wären wir zu den ablehnenden Jake ein Jahr früher gekommen, zu einer Zeit, wo sie sich von ihren Feinden stark bedrängt sahen, so wären wir ohne Zweifel mit offenen Armen empfangen worden. Die Papua sind Augenblicksmenschen. Sie vermögen nicht über die nächste Zeit hinaus zu rechnen.

So wurden denn nur zwei neue Gebiete in Angriff genommen und anfangs 1911 besetzt. Die Gemeinde hatte ohne weiteres ihre Zustimmung gegeben. Der Gedanke der Missionspflicht mußte also schon kräftig Wurzel geschlagen haben, denn der Verlust von zwölf Personen auf einen Schlag bedeutete natürlich eine stark fühlbare Lücke.

Während sich nun die alten Gehilfen bis dahin gut bewährt hatten, gab es mit den jungen bald allerlei Anstände. Sie waren nicht ganz freiwillig und aus innerstem Trieb in die Mission gekommen, sondern man hatte sie geworben. Man hatte sie auch nicht wie die ersten regelrecht abgeordnet, sondern sie sollten sich erst bewähren, sollten „ihre Berufung

und Erwählung erſt feſtmachen". Schon nach einem halben Jahr mußte einer in die Heimat zurückgeſchickt werden, denn er hatte ſich in ſträflicher Weiſe mit der noch ungetauften Frau ſeines Kollegen befreundet.

Der Fall gab Veranlaſſung, ſämtliche Neulinge vor eine Entſcheidung zu ſtellen. Die alten Gehilfen vermißten bei etlichen den erforderlichen Ernſt und ſprachen darum ihre Bedenken offen aus. Bemerkenswert war, daß ſie alle zuſammenfaßten, Schuldige wie Unſchuldige, und ſie in gleicher Weiſe aufs ſchärfſte tadelten. Als die Vorwürfe im einzelnen genannt waren, rief einer aus: „Wir trauen den Neuen nicht; ſie ſollen ſämtlich wieder in die Heimat zurück!" Das war eine unerwartet bittere Zurechtweiſung, aber ſie weckte das Verantwortlichkeitsgefühl. Auch die Vertreter der Gemeinde gebrauchten heftige Worte: „Macht, daß ihr wieder heim kommt! Es iſt nichts mit euch, man kann euch im Dienſte Gottes nicht brauchen. Ihr ſeht auf Menſchliches, Irdiſches, ja ſogar Sündliches, nicht auf Gott und ſein Werk." Auch der Miſſionar ſtellte die jungen Leute vor ein Entweder-Oder: „Wollt ihr nicht von ganzem Herzen für den Herrn arbeiten, ſo kehrt um! Lieber gar keine Gehilfen, als ſo unſichere, halbherzige, wankelmütige Geſellen, wie ihr ſeid! Paulus hat Johannes Markus zurückgewieſen (ſiehe Apoſtelgeſch. 15, 38), wie viel mehr ſeid ihr unbrauchbar zum Werk der Miſſion!"

Die alſo Getadelten waren tief erſchüttert. Einer bat, man möge ſie nicht kurzerhand davonjagen. Sie erhielten Bedenkzeit, ſich vor Gott klar zu werden, obwohl ſie ſofort ihre Bereitwilligkeit zu bleiben und ſich zu beſſern ausſprachen. Als man ſich wieder verſammelte, erfolgte allgemeine Aus-

söhnung durch Handschlag. Vorher war man auseinandergegangen ohne Gebet, jetzt wurde eine kurze, gemeinsame Andacht gehalten. Die Christen haben da oft ein feines Empfinden an den Tag gelegt. Die Mahnungen sollten in die Tiefe wirken. Man kannte den Leichtsinn der eigenen Volksart.

Man könnte einwenden, die jungen Christen seien allzu scharf angefaßt worden. Sie sahen sich plötzlich herausgerissen aus der gewohnten Ordnung und dem schützenden Gehege der Heimatgemeinde, verpflanzt in eine neue, rein heidnische Umgebung. Sie vermißten allerlei Annehmlichkeiten des Lebens, die gewohnte Kost und die erhebende Aufmunterung von zu Hause. Sie sahen sich zum ersten Male ganz auf sich selbst gestellt und auf Gott allein angewiesen. Da verlor ihre unentwickelte Persönlichkeit das innere Gleichgewicht. Hätten wir aber nicht fest zugegriffen, sondern Milde walten lassen, so hätten wir ohne Frage den Gehilfen wie dem Werke einen schlechten Dienst erwiesen. Es geht bei so einem schwierigen Neuanfang nicht ohne große Strenge, sonst besteht Gefahr, daß die Leute alles auf die leichte Schulter nehmen und heruntersinken. Sie waren nachher selbst dankbar für das luftreinigende Gewitter.

Zu einer im Jahre 1912 geplanten, noch beträchtlich weiteren Ausdehnung kam es aus verschiedenen Gründen nicht, obwohl es an der nötigen Begeisterung keineswegs fehlte. Im Gegenteil, der Eifer mußte als unnüchtern erscheinen. Hatten sich doch auf die erste Anfrage eines Ältesten an die Gemeinde, ob sie zu weiteren Opfern für die Mission bereit sei, nicht weniger als zweiundvierzig Mann gemeldet! Wir konnten nicht vorgehen, weil jetzt auch die Nachbarstationen

im Norden und Süden Anspruch auf Missionsgebiete erhoben. Bald mahnten auch die Ereignisse im Inland zur Vorsicht. Nur eine Gegend — Meung — wurde trotz meines Abratens besetzt.

22. Siege

Mit dieſer Stationsbeſetzung verhielt es ſich folgendermaßen: Von einem etwa eine Tagereiſe weit von der Miſſionsſtation Sattelberg entfernten Dorf waren die erſten Bewohner getauft worden. Eine Woche danach wurden die Leute während der Feldarbeit unvermutet von Feinden überfallen, die nicht mehr in den Stationsbereich gehörten. Einer der Chriſten griff zu Bogen und Pfeil, jedoch ſeine Kameraden veranlaßten ihn, die für Chriſten gewiß unziemlichen Mordwaffen wegzulegen und ſich gleich ihnen nur mit einem Stock zu verſehen.

Fliehen durften ſie nicht, das war zu gefährlich. Ihr gutes Gewiſſen und das wahrhaft einfältige Vertrauen auf ihren großen Anutu machte die ſonſt Feigen ſtark. Sie gingen auf die Feinde los, indem ſie riefen: „Schämt ihr euch nicht, uns für den Todesfall eures Freundes, der hier bei uns geſtorben iſt, verantwortlich zu machen? Wißt ihr nicht, daß wir Chriſten ſind und mit Zauberei nichts mehr zu tun haben?“ Die Chriſten und ihre Freunde erreichten die Gegner und zerſchlugen ihnen die Pfeile. Nach heftigen Anklagereden luden ſie die Angreifer ein, mit ins Dorf zu kommen, wo für ſie eine Mahlzeit bereitet werden ſollte. Die Feinde ſchlugen das Anerbieten aus und zogen beſchämt nach Hauſe.

Am nächſten Tage ſandten die Chriſten drei Mann zu den Heiden, um das noch vorhandene Mißtrauen zu zerſtreuen. Als die drei das Dorf betraten, ſtanden die Bewohner da mit den Waffen in der Hand. Die drei Chriſten aber nahmen den

Vordersten die Bogen ab und warfen sie ins Gebüsch. „Wir kommen als Freunde und wollen als Freunde behandelt sein", erklärten sie. Im Laufe der nun folgenden Aussprache äußerten die Leute: „Ihr sagt, wir sollen keine Waffen mehr tragen außer zum Gebrauch auf der Jagd. Das ist unmöglich. Wißt ihr nicht, daß dort drüben die Meung (lies Mehung) wohnen, unsere Todfeinde? Die werden uns ausrotten, wenn wir die Waffen ablegen. Uns konntet ihr leicht die Pfeile zerbrechen, wir sind nur wenig Leute; aber die Meung sind zahlreich und wild, die fressen euch auf!"

Als die Abgesandten dies daheim erzählten, beschlossen die Leute in ihrem Eifer, Hilfe bei den Christen der Nachbardörfer zu holen und dann einen Besuch bei den gefürchteten Meung zu machen. Nach zwei Tagen konnten sie in einer Stärke von sechsunddreißig Mann aufbrechen, alle nur mit Stöcken ausgerüstet. Ihre neuen Freunde warnten: „Ihr seid viel zu schwach, holt erst mehr Verstärkung!" Da niemand sie zu führen wagte, gingen sie schließlich allein. Das Unternehmen war höchst bedenklich, das Vertrauen der Christen auf ihren Anutu rührend.

Im ersten Dorf der Meung fanden sie die wenigen Hütten leer. Die vorhandenen Waffen wurden ohne Umstände zerbrochen. Als sie weitergingen, begegneten sie einer Frau, die beim Anblick der Fremden erschrak. Als man ihr aber freundlich zuredete, beruhigte sie sich und gab an, daß die Männer alle im Felde seien. Auf dem Weitermarsch trafen die Leute eine zweite Frau. Mit dieser war nichts anzufangen; sie schrie ununterbrochen laut um Hilfe. Die Christen mußten sie laufen lassen und weitereilen. Da kam ihnen bereits ein

Mann entgegen, hinter ihm zeigte sich eine Schar Bewaffneter. Die Lage wurde kritisch.

Einer der Christen, der klar sah, was jetzt auf dem Spiele stand, sagte ernst zu seinen Kameraden: „Wenn wir fliehen, werden wir verfolgt und sind verloren. Darum, wer Miene macht davonzulaufen, den schlage ich. Wir müssen fest zusammenhalten, denn wir sind Christen!“ Einer schritt noch etliche Schritte vor und versteckte sich im Gebüsch am Wege, die übrigen blieben stehen.

Der Mann kam näher. Die Christen riefen ihm freundliche Worte zu und erklärten ihm den Zweck ihres Kommens. Der aber traute ihnen nicht und erhob schließlich seine Waffen.

Eben da fährt der vorderste Christ aus seinem Versteck hervor und umarmt den Kriegsmann, der laut aufschreit. Die Christen stürzen vor, entreißen ihm seine Waffen und zerbrechen sie. Aber da kommen auch schon die Pfeile geflogen. Die Leute ducken sich und springen gewandt zur Seite.

„Ist jemand getroffen?“ „Nein.“ „Dann laßt uns eilen und einige von ihnen fangen, damit wir mit ihnen verhandeln können!“ Wieder fliegen die Pfeile. Trotzdem stürzen die Männer auf die Feinde los. Kein Zweifel, Anutu war mit ihnen. Die Geschosse schwirren rings um sie, einigen werden die Kleidtücher durchlöchert, aber keiner wird verwundet. Mußte sich ihre Siegeszuversicht nicht steigern?

Eine derartige Kriegführung, unbewaffnet mit solcher Verwegenheit vorzugehen, war den Meung etwas völlig Neues und Unheimliches. Da konnte wirklich nur der große Anutu, der Christengott, dahinter stecken, von dem schon viele Gerüchte zu ihnen gedrungen waren. Als die Stürmenden

ihnen allzu nahe kamen, ergriffen alle Krieger die Flucht. Doch gelang es den Christen, noch fünf Mann zu fassen.

Die sechs Gefangenen nahm man in die Mitte und erzählte ihnen den Anlaß zu dem seltsamen Besuch. Die Meung waren aufs höchste überrascht. Als sie sich von ihrem Schrecken erholt hatten und sahen, daß die Fremden ihnen wirklich nichts zuleide taten, faßten sie Zutrauen und riefen ihren davongelaufenen Freunden, von denen sich ein Teil auch nach und nach einstellte. Man ging ins Dorf, tauschte Tabak und rauchte, kaute Betelnüsse und plauderte miteinander. Nach einiger Zeit schieden die Christen von den Leuten in Frieden und mit dem Versprechen, in Bälde wieder zu kommen.

Es galt, noch einen zweiten Distrikt der Meung zu besuchen. Am Wege hatten sich etliche der Feinde in einen Hinterhalt gelegt, um die abziehenden Christen zu überfallen. Sie hatten das Geschrei der Kämpfenden gehört und glaubten, es mit wirklichen Feinden zu tun zu haben. Als die mit roten Tüchern bekleideten, nur mit Stöcken versehenen Gottesleute an ihnen vorüberzogen, stutzten sie; keiner schoß. Erst einer der letzten im Zuge wurde auf die Wegelagerer aufmerksam. Man machte Kehrt und ging vor. Den sofort Fliehenden rief man nur nach, sie sollten ins Dorf gehen, dort würden sie alles erfahren.

Nach einigen Stunden Wegs näherte man sich dem feindlichen Dorfe. Von einer Höhe aus sah man es unten liegen. Man hielt es für geraten, sich anzukündigen. Die Führer, die man aus dem letzten Dorf mitgenommen hatte, riefen hinab. Der Empfang war trotzdem feindselig. „Wer von euch unser Dorf betritt, wird es nicht wieder verlassen", kam die Antwort. Wieder riefen die Führer: „Meinet ihr denn, ihr wer-

det mit den Leuten Anutus fertig? Wir haben es gedacht und sind zuschanden geworden." „Kommt nur herab, ihr werdet geschlachtet, gekocht und gefressen, auch eine Grube für eure Knochen ist schon bereit!"

Das hörte sich recht wenig verheißungsvoll an. Aber man konnte doch nicht zurück! Schon um der Führer willen nicht, aber auch um Gottes willen nicht. Also wurde beschlossen, leise bis ans Dorf vorzuschleichen und dann plötzlich mitten auf dem Dorfplatz unter die Menge zu springen. Auch dieser Vorsatz gelang vollkommen. Die wilden Gesellen waren bald beruhigt, als sie sahen, daß ihnen keine Gefahr drohte. Nur einem Alten mußte erst Bogen und Pfeil, nachher auch noch das Beil entwunden werden. Man reichte den Christen zu essen und unterhielt sich freundschaftlich mit ihnen. Die Freundschaft war jedoch nicht echt. Verschiedentlich gewahrten die Gäste, daß die Dorfbewohner Stückchen von den Speiseresten nahmen, um sie nachher zu Tode zu zaubern. Sie schwiegen dazu, denn die Heiden sollten nicht denken, daß sie Furcht vor ihrer Zauberei hätten. Bei einem späteren Besuch konnte man darüber reden.

Als die Christen von ihrem Siegeszug zurückkehrten und vor der versammelten Gemeinde ihre Erlebnisse erzählten, fügten sie hinzu: „Das friedlich eroberte Meung-Gebiet müssen wir nun mit Gehilfen besetzen, damit die Leute Gott kennen lernen!" Es fanden sich alsbald drei Männer bereit, nach Meung zu ziehen. Mein Einspruch, das Gebiet gehöre zum Hinterland der Nachbarstation Wareo, wurde nicht anerkannt.

23. Heidnisches Mißtrauen

Es ist begreiflich, daß sich die Heiden vor den fremden Christen fürchteten. Auch bei uns scheuen sich die Kinder vor unbekannten Menschen. Noch größer war die Furcht vor dem weißen Missionar. Eingeborene, die zum erstenmal in ihrem Leben einen Weißen sehen, werden oft vom Grausen gepackt und fliehen wie vor einem bösen Geist. Es ist mir sogar passiert, daß die ganze Bewohnerschaft eines Dorfes floh und auf keine Weise mehr herzubringen war. Doch da ist leicht zu helfen: man läßt Geschenke zurück und wird das nächste Mal freundlich empfangen. Man ist in ihren Augen auch dann noch ein Geist, aber ein guter.

Braune Gehilfen haben da viel voraus vor dem volksfremden und oft ganz anders empfindenden europäischen Missionar. Wohl genießt der Weiße in mancher Hinsicht ein gewaltiges Ansehen, aber dem Herzen der Eingeborenen kommt er nur langsam und schwer nahe. Die Beeinflußbarkeit der Menschen nimmt in dem Maße zu, als die Entfernung von ihren Herzen und ihrer Art abnimmt. Je besser man sie kennt, je näher man ihnen tritt, je vertrauter man ihnen wird, desto lieber hören sie dann auch auf das verkündigte Wort und desto leichter findet es Eingang bei ihnen. Drum werden immer Chinesen am einfachsten durch Chinesen, Papua am leichtesten durch Papua zu gewinnen sein. Gewiß wurde Jesus auch deshalb Mensch, um so den Menschen menschlich nahe treten zu können. Wenn schon die Gehilfen, die doch die gleiche Haut und die gleiche Lebensweise mit den

Heiden aufwiesen, so großem Mißtrauen begegneten, wieviel größer mußte dann das Mißtrauen gegenüber den so völlig anders auftretenden Weißen sein!

Vor dem Worte Gottes und dem Namen Gottes (Anutu) hatten die Leute eine wirkliche Angst. Sie konnten allen Ernstes fragen: „Werden wir auch nicht sterben davon?“ Ein Gehilfe berichtete: „Die Leute von Awenggu wollten meine zwei Kameraden erschlagen, wenn sie zu Besuch in ihr Dorf kämen. Sie waren voll Mißtrauen und fürchteten für ihr Glück und ihr Leben, wenn die Boten Gottes von ihrem großen Anutu sprächen. Als wir davon hörten, ließen wir ihnen versichern, daß wir nicht daran dächten, ihnen irgend ein Leid zuzufügen. Dadurch wurden die Leute beruhigt und gaben ihr böses Vorhaben auf.“ Derartiges Mißtrauen zeigte sich häufig. Es war leicht zu zerstreuen.

Daß der fremdländische Missionar als ein Geistwesen angesehen wurde, leuchtet ein. Aber es passierte auch einmal einem Gehilfen, daß er als ein von den Toten auferstandener Freund, mit dem er offenbar Ähnlichkeit hatte, betrachtet und gefeiert wurde. Man zeigte ihm die ganze Verwandtschaft, sogar Fruchtbäume, die ihm gehörten. Seinen energischen Widerspruch gegen die leidenschaftlichen Freundschaftsausbrüche der Heiden faßte man als verschämtes Leugnen seiner Herkunft auf.

Da und dort wurden die Gehilfen gar als „Söhne und Enkel Gottes“ bezeichnet. Man glaubte, sie könnten im Bunde mit ihrem gewaltigen Anutu alles. Sie sollten dem Regen gebieten, daß er aufhöre. Sie sollten Krankheit fernhalten oder wieder vertreiben. Sie sollten prophezeien, ob jemand gesund werde oder sterbe. Antworteten die Gehilfen, das sei

Gottes Sache, dann hieß es oft: „So ſchreibt doch euerem Gott einen Brief!“

Als ein Gehilfe den Heiden vom künftigen Weltende erzählt hatte, wurde den Leuten bange und ſie baten ihn, den Miſſionar zu veranlaſſen, daß er Gott bewege, das Ende aufzuhalten. Solche Angſt ging nicht tief, hielt auch nicht an, aber ſie zeigte immerhin, daß die furchtſamen Gemüter durch drohende, unnüchterne Gerichtsverkündigung recht wohl aufzupeitſchen geweſen wären. Wir haben es nicht getan.

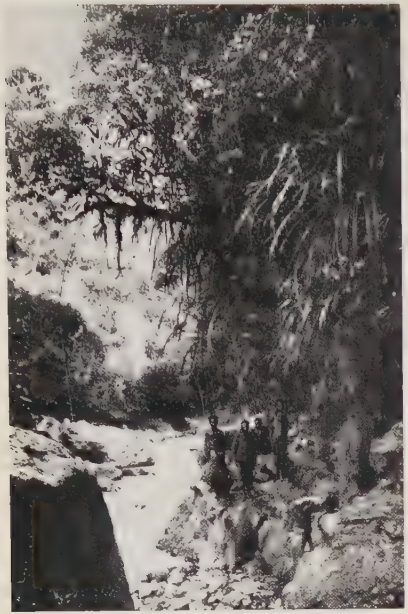
Ein Heide erpreßte einſt in einem befreundeten Dorf ein Schwein durch die Drohung: „Die Männer Gottes haben mich geſandt. Gebt ihr mir das Schwein nicht, ſo werden ſie Anutu Mitteilung machen, daß er Feuer vom Himmel fallen laſſe, damit euere Häuſer verzehrt werden!“ Da fürchteten ſich die Ortsbewohner und lieferten das gewünſchte Tier aus.

Weit bedenklicher war das Mißtrauen, das die Heiden bezüglich ihres Ngoſakultes hegten. Ngoſa heißt wörtlich Großvater. Man bezeichnet damit das Feſt der Ahnenverehrung ſamt allem damit verbundenen Beiwerk, zu dem beſonders die Jünglingsweihe gehört. Das Geheimnis wird vor Frauen und Kindern aufs ſtrengſte geheim gehalten. Auf Verrat ſteht unbedingt die Todesſtrafe. Ein Dorf, das einen Verräter in ſeiner Mitte duldete, liefe Gefahr, mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu werden. Darum iſt die Angſt der Heiden vor einer Entdeckung des Geheimniſſes ungeheuer. Die ganze Welt, Menſchen, Ahnen, Geiſter, Himmel und Hölle, alles würde nach ihrem Glauben wetteifern in Vernichtung des abtrünnigen Geſchlechts, das es wagt, die geheiligte Überlieferung zu verletzen.

Einige der Hubeleute, welche Weihnachten 1912 die Gehilfen ins Inland zurückholten

Ein Hube mit einer Zigarre

Jangasuo, der Häuptling eines Hubestammes, der von den Gehilfen gefangen genommen wurde



Ein Gehilfe trinkt von der Schwefelquelle im Rua-Flußtal

Im Flußtal des Rua, im Hinterland westlich vom Sattelberg

Vegetationsbild im Sattelberggebiet Farn- und Schraubenbäume

Nun wußten doch die Heiden, daß die Christen den Ngosa aufgegeben hatten. Sie hörten, wie sich die Christen gelegentlich gegen diese „Riesenlüge" aussprachen. Wenn auch die Gehilfen versicherten, sie würden nie öffentlich dagegen auftreten, die Leute würden später das Unrecht einsehen und es ganz von selbst aufgeben, so bedeutete dieses Versprechen für das Volk keine unbedingt sichere Erklärung. Das alte Heiligtum war doch auf jeden Fall durch die Fremden gefährdet.

Unvorsichtige Äußerungen der Gehilfen kamen hinzu. Sie bewirkten, daß das Mißtrauen zuweilen gefährliche Formen annahm. Das geschah namentlich im Jahre 1912, wo überall im Hubelande Ngosafeiern veranstaltet wurden. Die Heiden warnten die Christen vor Dorfbesuchen und diese blieben denn auch zu Hause. Aber trotz aller Vorsicht und aller Versicherungen war das den Papua zur zweiten Natur gewordene Mißtrauen nicht zu beheben. Die Christen samt dem Missionar und dem allgewaltigen Anutu erschienen den Heiden als recht wenig Vertrauen verdienend in bezug auf Schonung der Hochburg ihrer Überlieferung.

Es kam so weit, daß man den Gehilfen auflauerte, ja ihnen mit offener Feindseligkeit entgegentrat. Die Christen konnten sich von Schuld nicht ganz freisprechen, und da der gefährliche Zustand monatelang anhielt, wurden sie unsicher. In einem Brief baten sie um ein Gewehr. Sie wollten nur einen Schreckschuß abfeuern, um den Heiden zu zeigen, sie seien ihnen nicht ganz unbewehrt preisgegeben „wie ein Känguruh, das man mit dem Prügel totschlägt". Ich verwies die Gefährdeten auf Gott; „er ist ein besserer Schutz als Gewehre. Hier gilt es jetzt für euch, Glauben und Geduld zu beweisen."

24. Die Niederlage

Die Siege der Chriſten hatten bei den Heiden großes Aufſehen erregt, aber auch das Mißtrauen beträchtlich geſteigert. Die „Beſiegten“ waren es vor allem, welche die Unwiderſtehlichkeit der Chriſten in den grellſten Farben ſchilderten, ſchon um die eigene Feigheit zu verdecken. Was für Schauermären von Dorf zu Dorf gelaufen ſein mögen, kann man daran ermeſſen, daß einmal folgendes Gerede zu meinen Ohren drang: „M. — ein Europäer — wollte mit ſeinen Freunden über den Beaſikiberg marſchieren. Oben bekam er heftigen Durchfall und magerte vollſtändig ab. Als er nur noch Haut und Knochen beſaß, fuhr er lebendig hinauf in den Himmel, wo ihn Anutu feierlich in Empfang nahm.“ Acht Tage ſpäter kam der gen Himmel Gefahrene wohlbehalten mit ſeinen Gefährten von der Reiſe zurück.

Die Heiden waren mißtrauiſch, weil durch das Auftreten der mit dem Waſſer Anutus Gewaſchenen das ganze Gefüge des heidniſchen Bauwerkes in ſeinen Grundfeſten zu wanken ſchien. Was ſollte werden, wenn das Gebäude ſtürzte? Es mußte gewiß bei ſeinem Fall alle ſeine Verehrer unter den brechenden Trümmern begraben.

Im Oktober 1912 begab ich mich mit einigen Chriſten auf eine Tour ins Hochgebirge, die uns bis auf die Gipfel von ungefähr 4000 Meter führte. Von dort aus konnte man das Land am beſten überblicken und gut bevölkerte Gegenden feſtſtellen.

Als ich am Ende des Monats die Gehilfenſtationen wieder erreichte, empfingen mich keine erfreulichen Nachrichten.

Die Bewohner des Gaengdistriktes hatten wegen eines Todesfalles ein Dorf überfallen und sieben Personen elend erschlagen. Die andern hatten sich durch verwegene Flucht zu retten vermocht. Die Überlebenden suchten im nächsten Christendorfe Schutz. So hatten die Christen eine Veranlassung, sich in die schwierige, ja gefährliche Angelegenheit einzumischen. Als mich mein Weg zum Gebirge durch das Dorf führte, legten mir die Leute ihren Plan der Friedensstiftung vor. Ich mahnte sie dringend zur Vorsicht und wünschte ihnen Gottes Beistand.

Jetzt bei der Rückkehr vernahm ich, daß die Unternehmung völlig mißglückt sei. Ein Trupp von etwa dreißig Mann war in das Dorf der feindlichen Gaeng gezogen, um mit den Leuten friedlich zu verhandeln. Aber das Mißtrauen der Heiden trotzte allen Freundschaftsversicherungen. Man fürchtete ein Zerbrechen der Waffen durch die ungebetenen Gäste. Die große Zahl der erschienenen Männer mußte Bedenken erregen; Unterhändler erschienen sonst immer nur einzeln. Die Fremden führten gewiß Unheil im Schilde und suchten sie nur zu betören. Ihr Anutu aber war gänzlich unberechenbar. Überdies war der Friedensversuch verfrüht, „der Blutgeruch hatte sich noch nicht verzogen“. So vermochten die Christen den Argwohn der Heiden nicht zu überwinden. Die Lage wurde immer unangenehmer. Die Gaeng standen in respektvoller Entfernung und es gelang auf keine Weise, sie zum Näherkommen zu bewegen. Schließlich erhielten sie gar noch die eiligst zu Hilfe gerufene Verstärkung aus dem Nachbardorfe, und nun begannen die Pfeile zu fliegen. Die Christen sahen sich heftig bedrängt und zum Rückzug gezwungen. Einer der ihrigen wurde erschlagen.

Welch eine Schmach für die hochangesehenen Christen, die in dem Rufe standen, daß sie mit ihrem allgewaltigen Anutu jedes Hindernis zu überwinden vermöchten! Welche Demütigung vor den Heiden, die in unbändigem Übermut über die davoneilenden Gottesleute gespottet hatten! Welch eine Schande auch vor dem Missionar, wenn er heimkehrte und von der angerichteten Bescherung erfuhr! Und endlich, welche Unehre hatte man Gott angetan! Die Heiden hatten nicht bloß Menschen, sie hatten Anutu selber verhöhnt. Sie waren in ihrem Aberglauben bestärkt und hielten ihre Geister und Zaubermittel für stärker als den ewigen, einigen Gott. Die Feinde hatten sogar die Absicht ausgesprochen, Christendörfer zu überfallen. Da gab es nur eines: die Scharte so schnell als möglich wieder auszuwetzen.

Ein zweiter Zug wurde unternommen, der den Heiden von vorneherein gewaltig imponieren sollte. Über zweihundert Männer wurden aufgeboten, Bogen, Pfeile, Spieße und Schilde zusammengesucht; sogar vier Gewehre hatte man aufgetrieben. Heidnische Freunde schlossen sich an. Von wahrhaft christlicher Gesinnung, von geistlicher Führung, von einem Sehen auf Gott und einem Sich richten nach Gott war wenig oder nichts mehr zu spüren. Man redete ganz offen von Kampf, von Vergeltung, wenn sich die Christen auch auf die Notwehr beschränken wollten. Den ernsteren Christen kamen starke Zweifel, daß Gottes Wohlgefallen auf so einem Vorhaben ruhe, manche schämten sich sogar dieses ganzen Aufzuges. Die Unsicherheit äußerte sich bei etlichen in trüben Vorausſagungen, bei andern in Träumen, die einen blutigen Ausgang ankündigten.

Der Zug gelangte ins Dorf der Feinde. Aber Gott war

nicht bei dem großen Heer. Es mußte abermals fliehen. „Der Teufel ist Sieger", rief einer der führenden Christen, als man vor den wilden Angreifern wich. Die gerühmten Helden Anutus verloren wieder zwei Mann und nur mit größter Mühe brachten sie ihre vierzig Verwundeten in Sicherheit. Selbst eins der Gewehre fiel in die Hände der heidnischen Sieger.

Die Niederlage der Christen ist begreiflich. Während die Gegner um ihre bedroht geglaubte Existenz kämpften, konnten die Christen nur mit halbem Herzen beim Kampfe sein. Sie waren immer auf Schonung bedacht. Sie scheuten sich, Blut zu vergießen, da sie ohnehin schon kein gutes Gewissen besaßen. Feinde, die sich in ihren Händen befanden, ließen sie wieder laufen. Sie wollten ja Frieden vermitteln, nicht Krieg führen.

Der Triumph der heidnischen Sieger kannte keine Grenzen. Sie waren trunken von dem unerwarteten Kriegsglück. Sie hatten die starken Gottesleute samt ihrem gewaltigen Anutu überwältigt. Sie jauchzten im Siegestaumel. Mit bluttriefenden Fleischstücken der erschlagenen Christen zwischen den Zähnen führten sie den Siegestanz auf. Dann hielten sie die grausige Kannibalenmahlzeit.

25. Der Untergang

Als der Missionar auf dem Rückmarsch vom Hochgebirge diese Nachrichten erhielt, trafen sie ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Das erste, was sich geziemte, war die Beugung vor Gott: Herr, sei mir Sünder gnädig! Das zweite war die Frage: Was soll nun geschehen? Die Gehilfen sahen keine Möglichkeit, das völlig verpfuschte Verhältnis zu den Gaeng wieder in Ordnung zu bringen. Aber der Missionar wollte nicht nach Hause, ohne irgendeine Verbindung mit den furchtbaren Siegern angeknüpft zu haben.

Was unmöglich geschienen hatte, gelang. Der feindliche Häuptling Tinonga sandte für den miterschlagenen Arbeiter meiner Station, der sich am Zuge beteiligt hatte, eine Sühnegabe. Mehr konnte im Augenblick und in der Eile nicht erreicht werden. Auf den Missionsstationen war man meinetwegen in Sorge und sandte eine schwer bewaffnete Abteilung, um mich sicher am feindlichen Gebiete vorüber nach Hause zu geleiten.

Nach einem Gewaltmarsch von vierzehn Stunden langte ich am Samstag abend daheim an, ungesehen von den für den Sonntag versammelten Christen; denn es war Nacht. Was mir mitgeteilt wurde, zeigte die Betäubung der Gemeinde von dem furchtbaren Schlag. Am Sonntag früh stand ich unerwartet in der Kirche.

Die Leute sehnten sich nach Trost und Teilnahme, wie sie von Nachbarmissionaren gespendet worden waren. Statt dessen schleuderte ihnen ihr „Vater" die schwersten Anklagen voll Bitterkeit und Enttäuschung ins Gesicht: „Ihr wollt noch Christen sein? Wollt singen und beten und eine trostreiche

Predigt anhören?! Euch hat Gott eine Predigt gehalten, die will ich bloß auslegen. Ihr habt euch mit Heiden gegen die Heiden verbündet! Ihr habt die friedliche Arbeit des Christentums mit den Mordwaffen in der Hand treiben wollen! Ihr habt eueren Meister Jesus verleugnet, habt die Sache Gottes geschändet! Blut klebt an eueren Händen! Die Erschlagenen habt ihr auf dem Gewissen! Euer Hochmut hat seine Früchte getragen!"

Der Gottesdienst war aus ohne Sang und Klang, ohne Gebet. Stumm ging alles auseinander.

Zwei Tage später kam eine neue Hiobspost. Die Gehilfen, die im Inlande gelassen worden waren, weil ihnen keine eigentliche Gefahr zu drohen schien, trafen plötzlich mit Kind und Kegel in der Heimat ein. Die Heiden waren überall durch den unglücklichen Ausgang des Christenzuges aufs höchste erregt worden. Die unglaublichsten Gerüchte schwirrten durch die Luft. Hetzreden wurden gehalten. Die Gehilfen wurden von ihren Freunden gewarnt. Mißverständnisse kamen hinzu. Schließlich ging jede ruhige Überlegung verloren. Da zogen die Gehilfen ab. Ihre Häuser und Felder befahlen sie der Obhut der Freunde.

Die drei Stationen im Westen waren aufgegeben; nur das neu gegründete Meung blieb zuerst noch unberührt. Aber kurz darauf langten auch die Gehilfen von Meung als Flüchtige an. Das war das Amen Gottes auf seine Predigt.

In den Dörfern wagte man keine Andacht mehr zu halten. Die Gemeinde war bis ins Herz hinein erschüttert.

Um den Missionar herum war alles schwarz. Er empfand wie eine Mutter, der man sämtliche Kinder totgeschlagen hat. Das Ergebnis so vieler Mühe, Arbeit und Sorgen: — Untergang!

26. Wiederanfang

Ein in seinen Wirkungen auf die Gemeinde gewaltiger Zusammenbruch! Alles war hin. Das Ansehen der Gehilfen, der Christen, des Missionars, ja Gottes selbst.

Der Missionar rang innerlich nach Atem.

Das erste, was klar aus dem Dunkel auftauchte, war die schmerzliche Frage: Wer ist schuld an dem allen? Bin nicht ich es? Ich war doch der verantwortliche Leiter! Hätte ich die Gehilfen, die ganze Gemeinde nicht anders führen sollen? Wäre nicht alles ruhiger verlaufen? Ja, aber konnte ich denn anders? — Vor Menschen vermochte ich mich wohl zu rechtfertigen. Aber auch vor Gott, der in die verborgenen Tiefen blickt? Nimmermehr. Das Ende war wiederum: Gott sei mir Sünder gnädig!

Es wurde heller in mir. Ich setzte mich hin und schrieb an die deutsche Kolonialregierung, man möge von einem Strafzug gegen die mörderischen Heiden absehen. Von anderer Seite war nämlich Anzeige erstattet worden. Trotzdem erschien nach Monaten ein Polizeimeister, jedoch ohne bestimmten Auftrag. Er verzichtete auf ein Strafunternehmen.

In den Gedanken, daß das mit Gott begonnene und geführte Werk plötzlich so völlig vernichtet sein sollte, vermochte ich mich nicht zu finden. Ich sah in allem nur eine schwere Prüfung und wollte nicht eher vom Inlande weichen, als bis jeder mögliche Versuch zur Wiederaufnahme der Arbeit gescheitert sei. Nur das bevorstehende Weihnachts-

fest sollte noch in aller Stille gefeiert werden, nachher gab es Zeit zu einer Umschau im Hubelande.

Auch die Gemeinde war in sich gegangen. Die Christen hatten ähnlich wie die Heiden gefragt: Wo ist denn nun Gott? Die Augen waren ihnen aufgegangen und sie sahen ihren Anutu wieder. In einem andern Licht als vorher. Sie beteten wieder zu ihm und vertrauten ihm wieder.

Wochen vergingen. Die Inlandgehilfen erhielten einstweilen Unterricht von mir. Eben saßen wir wieder beisammen, da stürzte ein Bote herein: „Ein Hube von Kulungtufu ist da!" Die Gehilfen schnellten in die Höhe und rannten davon. Es war wirklich so. Der Mann erzählte, im Inlande sei alles ruhig. Der Abzug der Gehilfen habe erst einen Sturm entfesselt. Etliche hatten plündern wollen. Aber die große Mehrheit duldete es nicht. Es wurden sogar die heftigsten Vorwürfe gegen die Widersacher der Christen erhoben: „Ihr seid an ihrem Weggang schuld! Mit unserm vorteilhaften Handel ist es aus! Wer soll für Frieden im Lande eintreten?" Der Heide versicherte, es wäre zu Mord und Totschlag gekommen, wenn man nicht gehofft hätte, die Christen würden bei ruhigem Verhalten am ehesten zurückkehren.

Das war eine erfreuliche Weihnachtsbotschaft. Die Gehilfen umarmten den Mann und fragten ihn aus. Die Heiden hatten sich tatsächlich an die guten Leute schon so gewöhnt, daß man sie nimmer missen konnte. Ihr treuer Rat fehlte fortwährend. Man konnte nicht mehr ohne sie leben. Dabei gab es unter diesen Menschen noch keinen einzigen Christen, noch lange nicht. Ein glänzendes Zeugnis für die Arbeit der einfachen Leute!

Wohl war am Fest die Nachwirkung all des Erlebten noch deutlich zu spüren, aber hell wie der Stern von Bethlehem strahlte die neue Missionshoffnung in den Herzen der Käte von Sattelberg, nicht bloß der Getauften, auch der Ungetauften, denn auch sie beteiligten sich von Anfang an durch ihre Gaben und — Gebete an der gemeinsamen Sache.

Am 27. Dezember geleitete ich die Gehilfen auf ihre verlassenen Stationen zurück. Die jüngste, Meung, eine ohnehin verfehlte Anlage, wurde nicht wieder besetzt.

27. Der Friedensschluß

Es galt nun noch, zwischen den Feinden und der Christengemeinde Frieden zu schließen. Nicht als ob die Christen an Vergeltung gedacht hätten. Aber es mußte reiner Tisch gemacht werden, um den Argwohn der Heiden zu beseitigen, der jederzeit wieder gefährliche Formen annehmen konnte.

Boten liefen fortwährend hin und her. Wir wollten in nächster Nähe unserer Gegner eine Gehilfenstation errichten. Die unglaublich mißtrauischen Menschen wollten diese Anlage erst durchaus nicht genehmigen. Sie fürchteten trotz aller Versicherungen, daß sie ein Sprungbrett werden möchte für einen Gegenstoß der Gottesleute. Rache ist den Heiden eine Selbstverständlichkeit. Blut fordert Sühne durch Blut. Anders als auf dieser Grundlage kann sich ein Papua keinen Frieden denken.

Mit Geduld und Zähigkeit sowie durch vorsichtige Behandlung wurde der heidnische Widerstand überwunden. Die Gaengleute hatten mit Zerstörung gedroht, wenn die Station gegründet würde. Aber schließlich sandte der Mörderhauptmann Tinonga einen Boten, der seine Zustimmung und friedliche Gesinnung zum Ausdruck brachte. Die neue Station wurde Joanggeng genannt.

Noch viel schwieriger war es, die Angehörigen und Freunde der Erschlagenen des zuerst überfallenen Dorfes zum Frieden zu bewegen. Auch sie waren vom Christentum wenig berührte Heiden. Sie wollten von ihrer Blutrachepflicht um keinen Preis abstehen. Die Christen erklärten ihnen: „Ihr

habt Schutz bei uns gesucht. Durch euch wurden wir in den Strudel der alten bösen Art hineingerissen. Unsere drei Freunde fielen in euerem Interesse. Darum machen wir jetzt Frieden auf unsere Art. Wir verzichten auf Sühnegaben für unsere Erschlagenen und ihr müßt von der Rache lassen." Unser Recht auf Einsprache erkannten die Leute gerne an, zu unseren Vorschlägen schüttelten sie die Köpfe. Sie sahen keine Möglichkeit des Friedens ohne vorherige Vergeltung.

Und ebenso dachten ihre Gegner. Die Furcht der Sieger vor Rache war nicht zu tilgen. Dennoch kam nach drei Monate langer ununterbrochener Verhandlung am 10. April 1913 der Friede zustande. Die Überraschung des Tages für alle Beteiligten bestand darin, daß der Missionar die Sühnegaben für die sieben zuerst erschlagenen Heiden bezahlte.

So etwas war unerhört. Tinonga erklärte, er könne es unmöglich annehmen, daß der an allem ganz unbeteiligte Missionar für ihn die Buße bezahle. Er wurde von den Christen nieder—geredet. Beschämt und sprachlos reichte der Mann seinen Todfeinden die Hand der Versöhnung. Von dem Missionar verabschiedete er sich mit den Worten: „Ich schäme mich, daß mir die Haare ausgehen."

Man bedenke, daß der Mann ein abscheulicher Menschenfresser war! Man sage, was man will; es kommt doch ungeheuer viel auf die Art der Menschenbehandlung an. Viele, auch sehr ernste Christen, sind überaus schnell fertig mit ihrem Urteil über die bösen, abgefallenen Ungläubigen. Ob viele nicht weit mehr unwissende Heiden als abtrünnige Christen sind? Und ob wirklich schon alles geschehen ist zu ihrer Rettung? Anpredigen und Gerichtsankündigung sind nicht die einzigen Wege der Hilfe.

28. Neue Unruhe

Nach einer furchtbaren Krankheit starb der Missionsgehilfe Jungmo. Erst krank, war er schließlich tobsüchtig geworden und verfolgte in diesem Zustand seine Freunde, so daß er gefesselt werden mußte. Das schrecklichste jedoch war, daß der sonst so fromme, ernste, ruhige Mann plötzlich die gotteslästerlichsten Reden führte, vom Teufel besessen zu sein behauptete und allen seinen Kameraden Tod und Verderben drohte. So etwas hatten die Christen noch nicht erlebt, auch nicht für möglich gehalten. Ein wahres Grauen erfaßte sie. Was mußten die Heiden denken, die natürlich alles sahen und hörten! Gebete besserten nichts, sie versetzten den Kranken nur in schäumende Wut. Seine Blicke funkelten dann so wild, daß die bei Tag und Nacht ihn bewachenden Gehilfen ihn gar nicht anzusehen wagten.

Wo war Gott, daß er so etwas Fürchterliches zuließ? Die Leute glaubten, ihr Freund müsse doch wohl heimlich mit einem verborgenen Bann belastet sein und forschten deshalb aufs gründlichste nach. Es war jedoch nicht das geringste zu entdecken. Ich hatte entschieden bestritten, daß Jungmos Zustand Besessenheit sei und alles für Krankheit erklärt; denn erst im Verlaufe der Krankheit hatte der Mann die Wutanfälle bekommen, wie er denn auch infolge der Krankheit nach etlichen Wochen starb. Gott sei Dank, daß er vorher noch einen beruhigenden Lichtblick schenkte! Der Kranke wurde vor seinem Ende noch einmal völlig klar, bekannte seinen unerschütterlichen Glauben, ordnete seine Angelegenheiten und starb im Frieden.

Ein halbes Jahr später, anfangs 1914, besuchten die Gehilfen das Missionsfest in ihrer Heimat und kehrten danach auf ihre Arbeitsplätze zurück. Auf der neuerrichteten Station Joanggeng hatten sie kurze Rast gehalten. Nun zogen sie ihres Weges weiter durch den hohen Urwald. Plötzlich ertönt im Gebüsch kriegerisches Geschrei und gleichzeitig sausen die Pfeile auf die kleine, harmlose Christenschar. Doch die Eingeborenen sind gewandt und Meister im Ausweichen. So wurde nur ein junges Mädchen von mehreren Pfeilen getroffen, aber zum Glück auch nicht tödlich. Die heidnischen Wegelagerer wollten nicht morden, sie hatten es nur auf das Gepäck abgesehen. Das hatten die Fliehenden eiligst weggeworfen und fiel damit als gute Beute in die Hände der Räuber, die damit abzogen.

Der Missionar erhielt sofort Kunde von dem unverschämten Überfall, der gegen jedes Eingeborenenrecht verstieß. Offenbar wurden die Gehilfen als Freiwild angesehen. Seit der unglücklichen Niederlage der Christen glaubten manche junge Burschen, den schutzlosen Leuten ungestraft alles bieten zu können. Ging der freche Raub ungerügt durch, dann wurden die Zustände unerträglich. Aber was war zu tun? „Die Gottesleute sind Schwachköpfe und feige Memmen; sie schrecken davor zurück, einen Gegner niederzuschlagen. Das ewige Gerede von ihrem großen Anutu ist nichts als ein blödes Geschwätz.“ So dachten und sprachen die Räuber.

Nach gründlichem Überlegen mit Gott und den Christen begab ich mich mit einigen Leuten und sechs Gewehren ins Inland. Nicht um die Heiden zu bedrohen — die kannten uns nun doch gut genug, um Drohungen mit dem Gewehr bei einem Missionar nicht zu fürchten —, sondern um ihnen

etwas anderes zu zeigen. Auf Einladung verſammelten ſie ſich. Wir ſchoſſen ihnen etwas vor und zeigten ihnen die Wirkung der Kugeln. „Wir ſind Leute Anutus," erklärte ich dann, „geſandt, um euch zu helfen. Ihr ſeht, wir hätten wohl die Macht, euch wie Wildſchweine über den Haufen zu ſchießen. Wir tun es nicht, weil wir hoffen, daß die Zeit kommt, wo ihr verſtändig werdet. Aber eins verlange ich nun: Wenn ihr nicht alleſamt einſtimmig verſprecht, daß die Chriſten, die um euretwillen Heimat und Freunde verlaſſen haben, fortan völlig ſicher ſind mit all ihrem Eigentum, ſo werden ſie fortgenommen und die Station hier wird niedergebrannt."

Eine ähnliche Aufforderung, jedoch ohne Gewehre und Schüſſe, fand auch auf der nächſten Station Kulungtufu ſtatt. Die Heiden erhielten überall die zu einer Beratung nötige Bedenkzeit. An beiden Plätzen verſprachen ſie feierlich, künftig Ruhe und Frieden halten zu wollen. Sie bekräftigten das gegebene Wort auch mit einem papuaniſchen Eid, d. h. ſie pflanzten Gamaſträucher. Zum Zeichen, daß auch meine Drohung gelte, legte ich auf jedem der Stationsplätze einen großen Stein mit eingemeißelten Zeichen nieder. Solche Stammesverſprechen pflegen unbedingt gehalten zu werden.

Aber mit den jungen Raubgeſellen ſprach der gehöhnte Anutu noch ein beſonderes Wörtlein. Die Wegelagerer hatten unter anderem vier Flaſchen Waſſer erbeutet, das ſie für Meerwaſſer hielten. Dieſes iſt ſeines Salzgehaltes wegen ein außerordentlich geſchätzter Handelsartikel. Durch das Verſprechen der Sippenvertreter ſah man ſich gezwungen, das geſtohlene Gut zurückzugeben, das Salzwaſſer aber durfte

ihnen nicht entgehen. Die Burschen trafen gute Kameraden und man beschloß, sich damit eine feine Mahlzeit zu bereiten.

Die Spießgesellen hockten bald in einer einsamen Feldhütte um den Topf herum und schürten das Feuer. Das Wasser begann zu sieden, der Schaum stieg in die Höhe und strömte über den Topfrand. Aber statt wie sonst in der Glut zischend zu verdampfen, wurde er zur flammenden Lohe. Im Nu war die Blätterhütte ein Feuermeer. Anfangs wollte man löschen. Keine Möglichkeit! Entsetzt fuhren alle hoch, um den alsbald lodernden Raum zu verlassen. Aber die Türlöcher der Papuahütten sind sehr eng. So stauten sich die Körper. Die Hinteren pufften nach vorne, um an die Luft zu kommen. Die Vordersten flogen zur Tür hinaus und auf den Erdboden hinab. Trotz dieser einfachen Beförderungsweise ging der Verkehr noch viel zu langsam. Nach Atem ringend stießen die übrigen Hausinsassen mit den Köpfen durch das niedrige Grasdach, würgten sich, von der Glut zur höchsten Eile angetrieben, vollends hindurch und kollerten hinab auf die kühle Erde.

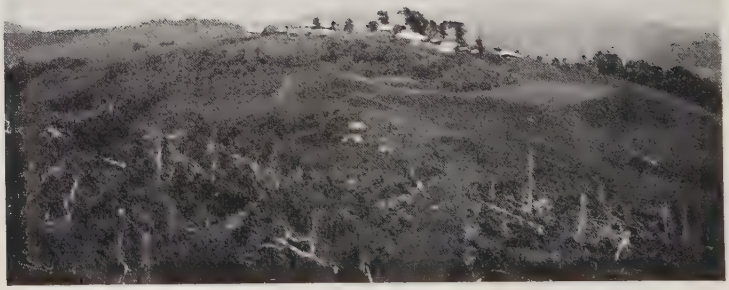
Da standen nun die Diebe in äußerster Ratlosigkeit und betrachteten die hoch emporschlagenden Flammen, die ihre Abendmahlzeit samt ihrer geringen Habe verzehrten. Dabei machten sie einander die bittersten Vorwürfe. In einem Punkte nur waren alle einig: Der große Anutu hat die den Seinen zugefügte Unbill gesehen und gestraft. — Das vermeintliche Salzwasser aber war Petroleum, welches die Bergbewohner noch nicht kannten.

Nicht genug damit. Anutu begann auch noch zu reden. Während des prasselnden Brandes und eifrigen Wortgefechtes hatte niemand auf den Himmel geachtet. Plötzlich öff-

Junge Schraubenbäume (Pandanus)

Hubeleute auf der Gehilfenstation

Ein Taufzug



Station Sattelberg

nete er seine Schleußen und überschüttete die Abgebrannten mit einem gewaltigen Tropenguß. Dabei zuckten unheimlich grelle Blitze, und der Donner rollte fürchterlich in dem engen Flußtal.

Niemand wagte mehr ein Wort zu sprechen. Dicht aneinander geschmiegt saßen die schlotternden Missetäter unter dem wenig schützenden Gesträuch und erwarteten den grauenden Morgen. Dann war ihr erster Gang der nach Kulungtufu. Dort gestanden sie dem Gehilfen Kupa reumütig ihre Schuld und baten, die Christen möchten ihren ergrimmten Anutu beschwichtigen, damit er sie nicht weiter mit seiner schrecklichen Rache verfolge.

29. Die große Stille

Als in Europa der schreckliche Weltkrieg begann und tobte, herrschte im Hubelande „die große Stille". Bereits vorher hatten einige junge Leute von der Taufe gesprochen. Das waren nur erste Anzeichen einer beginnenden Umwandlung, reif für die Taufe war noch lange niemand. Im Gegenteil, das eigentliche Heidentum herrschte ungebrochen. Totschlag und Menschenfresserei hatten zwar abgenommen, aber die Zauberei stand noch in voller Blüte, und das Christentum wurde von der Allgemeinheit um so entschiedener abgelehnt, je mehr einzelne junge Leute zu ihm hinneigten.

Hatte man früher gescholten, so bezeichnete man jetzt den Tadel der jungen Männer an den heidnischen Zuständen als „verfrühtes Drängen". „Warum soll's denn anders werden, warum?" fragten die einen bei jeder Gelegenheit. „Später werden wir schon Christen, habt nur Geduld! Später, später!" vertrösteten die andern. Aber niemand bedrohte mehr die Gehilfen, darum empfanden sie jetzt den Zustand als große Stille.

Nur gelegentlich kam es zu vorübergehenden scharfen Auseinandersetzungen, wo Christentum und Heidentum in ihren Vertretern aneinander gerieten. „Warum wollt ihr nicht von eueren Lügen ablassen?" fragte ein Gehilfe. „Der Geist dort im Walde tötet uns, wenn wir auf euer Wort merken", entschuldigten sich die Heiden. „Gut," antwortete der Christ, „ich will euch endlich von dem Ungeheuer befreien, und ihr werdet nachher ungehindert und willig das Wort Anutus

hören." Der Gehilfe ergriff sein Beil und wandte sich dem Walde zu.

Die Männer sahen einander an und schalten den einen: „Warum hast du den Geist genannt? Wir sind des Todes!" Dann riefen sie laut in die nahen Nachbardörfer: „Männer und Weiber auf! Die Abgewaschenen wollen den Geist umbringen, Hilfe! Hilfe!" Da eilten die Männer, verstellten den Pfad und wehrten den Gehilfen den Weitermarsch. „Laßt mich und seht zu, ob ich eueren gewaltigen Geist bezwinge oder er mich schwachen Menschen!" Die Heiden suchten die „Helden" zu beschwichtigen, ließen sie aber nicht weiter. Da wurde ein Gehilfe heftig: „Ihr seid des Teufels Gesellen! Beim Sterben wird er euch holen! Dann ist keine Hoffnung mehr für euch!" „Gut, mag uns der Teufel holen, wie du sagst! Sind wir doch von jeher seine Kinder gewesen. Ihr aber seid gestern erst zu uns gekommen." „So wollt ihr Anutu, eueren Schöpfer und guten Herrn von euch stoßen?" „Unsere Alten sind nicht zu euerem Anutu gekommen, warum wollt ihr uns zu dem Fremden hindrängen? Warum sollen wir unsere Ahnen im Stiche lassen und treulos in eueren Himmel eingehen?"

So wurde lange gestritten. Als die Christen weitergehen wollten, drohte man, den Verräter des Geisterplatzes zu erschlagen. Nach abermaliger langer Auseinandersetzung einigte man sich. Der Gehilfe mußte sein Beil weglegen und die Heiden gaben nun ihm und seinen Kameraden den Weg frei. Etliche Beherzte gingen sogar mit bis in die Nähe; vor dem gefürchteten Ort blieben sie stehen. Die Christen drangen in das Dickicht ein. Nichts Besonderes war zu sehen. Ärgerlich pfiff der Gehilfe auf seiner Trillerpfeife, damit die Heiden

nachkämen. Die aber erschraken und riefen: „Nun erwürgt er wahrhaftig den Geist mit den bloßen Händen! Hört wie er schreit!“ Und sie liefen alle mit Entsetzen davon.

Da Kampf und Streit die Gemüter nicht mehr beschäftigte, so feierte man wieder Ngosafeste. Zugleich wollte man dadurch dem gefährdeten Heidentum neue Festigkeit und neuen Glanz verleihen. Gingen doch bereits etliche junge Männer zum Sonntag auf die Gehilfenstation. Sie traten auch bei jeder Gelegenheit für den landfremden Anutu ein, wiewohl er ihnen niemals ein Schwein als Anerkennung schenkte; jedesmal kamen sie mit leeren Händen nach Hause. Manche junge Leute besuchten auch die Christendörfer und hielten sich tagelang dort auf. Wenn sie zurückkamen, waren sie voller Hirngespinste. An allem mäkelten sie herum, nichts schien ihnen mehr gut genug, überall sollte geändert werden.

Der alte ehrwürdige Ngosa mit seinen Tänzen und Schmausereien mußte helfen. Und er half wirklich. Wenn die Trommeln schlugen, fuhr es den jungen Männern in die Beine, die Tanzlust wurde rege und auch die wenigen „Speichellecker Anutus“ schmückten sich zum fröhlichen Reigen. Alle guten Vorsätze, alle hoffnungsvollen Anfänge verdorrten. Verzagt schrieb einer der Gehilfen an den Missionar: „Die Hube sind Hube. Diese Heuchler werden nie Gottes Wort zu Herzen nehmen und Jesu Jünger werden. Für die ist Christus umsonst gestorben.“

30. Jakabonga

Anfangs 1911 waren vier junge Heidenburschen aus dem Inlande in die Schule auf der Missionsstation Sattelberg eingetreten. Sie wollten sich Eisenwerkzeuge und Tücher verdienen, denn der Nachmittag war immer schulfrei und der Arbeit gewidmet. Zwei von ihnen blieben auch noch, als der dreijährige Kurs zu Ende war. Einer davon hieß Jakabonga, auf deutsch: Süßkartoffelberg. Während seiner ganzen Schulzeit war er sehr fleißig und ordentlich. Soweit ich mich erinnere, hat er niemals zu einem Tadel Anlaß gegeben.

Als nun am Schlusse seines vierten Jahres ein neuer Taufunterricht bei den Kâte begann, meldete er sich als erster Hube auch dazu. Ich fand keinen Grund, ihn zurückzuweisen. Er hatte in der Schule tiefere Eindrücke bekommen, hatte die Christen als tüchtige Leute schätzen gelernt und meinte es ehrlich mit Gott. Er mochte zwanzig Jahre zählen, war also alt genug, um die Tragweite seines Schrittes ermessen zu können.

In den Weihnachtsferien 1914 kam er bereits als Taufbewerber nach Hause. Er wollte sein Vorhaben bekannt machen. Aber als er die Verhältnisse und die gute Ordnung in den Christendörfern rühmte, fand er sich schroff abgefertigt: „Haben sie dich auch abwendig gemacht? Hast du in der Gottessprache heulen (d. i. singen) gelernt? Willst du zu den Abgewaschenen gehören? Dann bleibe dem Dorf deiner Väter ferne!“ Der junge Mann schwieg und ließ von der Taufe nichts verlauten.

Im Vorbereitungsunterricht war er tadellos. Er wuchs an Erkenntnis, er glaubte an Jesus, seinen Heiland. Die Taufe nahte heran. Die Prüfung fand statt. Auf meine Frage, ob er es wirklich wage, durch seine Taufe in Gegensatz zu seinem Stamm zu treten, antwortete er: „Ich werde mich auf der Station der Missionsgehilfen aufhalten." Die Gehilfen waren zugegen und erklärten sich einverstanden. So stand seiner Taufe von mir aus nichts im Wege.

Nun kam die Christengemeinde zu Wort. Ihre Sprecher fanden an der Aufrichtigkeit und dem Ernst des jungen Hube nichts auszusetzen. Aber sie fragten: „Wirst du stehen bleiben, wenn die schäumende Flut des Mongiflusses gegen dich anrollt? Wirst du aushalten wie die Frösche, wenn man das Wasser des Baches ableitet, oder wird es dir ergehen wie den Fischen, die alsbald verschmachten?" Und dann fuhren sie ohne Bild fort: „Deine Sippe ist dem Christentum völlig abgeneigt. Durch die Taufe wirst du ein Abtrünniger. Jesus muß als Familien- und Volkszerstörer erscheinen. Wenn du heiraten willst, wird man dir entgegenhalten: Bete zu deinem Anutu oder geh hin zu deinen abgewaschenen Freunden und laß dir da eine Frau geben! Und sie werden glauben, wir hätten dich überredet und abwendig gemacht. Unseren Missionsgehilfen werden sie zürnen und die Knaben aus ihrer Schule nehmen. Du bist durch jahrelange Abwesenheit deinen Leuten entfremdet. Widme dich erst deinen Verwandten und Freunden, arbeite an ihnen, erweise ihnen alle Aufmerksamkeit, zeige ihnen Gott! Mit Geduld wirst du ihre harten Herzen überwinden. Und stimmen sie dann deiner Taufe zu, so haben auch wir nichts mehr dagegen."

Unter Tränen trat der junge Mann zurück. Er sah ein, daß

die Forderung der Taufe ohne Rücksicht auf seinen Stamm Selbstsucht gewesen wäre. Der Gemeindeoberste tröstete ihn: „Die Zurückstellung ist kein Tadel. Sei treu und standhaft, dann wirst du auch noch die Taufe erlangen.“ Und der Missionar gab ihm die Mahnung mit: „Bete für deine blinden Volksgenossen, daß Gott ihnen die Augen öffne! Arbeite an ihnen, daß sie sich vom Heidentum abkehren!“ Nachher richtete ich an die christlichen Gemeindehäupter die Frage: „War es recht, daß wir den jungen Mann von der Taufe zurückstellten?“ Die Leute waren ihrer Sache vollkommen sicher und legten mir die Gegenfrage vor: „Wirst du die Verantwortung übernehmen, wenn die Wut der wilden Hube aufs neue erwacht?“ Selbst die Gehilfen stimmten dem Schritt der Gemeinde zu.

Jakabonga ging nach Hause und wurde zum erschütternden Bußprediger: „Euer unglaublicher Unverstand, euer hartnäckiger Sinn, euere schändliche Bosheit sind schuld, daß mich die Christen von der Taufe zurückgewiesen haben! Ihr mögt nicht in den Himmel zu dem großen Anutu und mich laßt ihr auch nicht hinein!“ Schon nach etlichen Monaten schrieb ein Gehilfe an den Missionar: „Die Angehörigen von Jakabonga erzählen: Unser Kamerad war fort und ist wieder zu uns zurückgekehrt. Bisher habt ihr Fremden uns Gottes Wort gesagt, aber es lief ab wie der Regen von den Baumblättern. Wenn dagegen Jakabonga spricht, so fährt es uns durch das Herz und alle Glieder, die Basthauben fallen uns vom Kopf und der Schweiß rinnt uns bis zu den Beinen hinab.“

31. Irrungen

Es darf und ſoll um der Wahrheit wie um der Vollſtändigkeit und Richtigkeit des gezeichneten Bildes willen nicht verſchwiegen werden, daß gerade in jener Zeit unter den Gehilfen einige ſchlimme Übel zutage traten. Teilweiſe waren es Kleinigkeiten, Streitereien, Unſtimmigkeiten, die bei dem nahen Zuſammenwohnen in ein und demſelben Hauſe ſehr begreiflich erſchienen. Und doch durften ſie nicht überſehen noch leicht genommen werden. Die Eingeborenen wiſſen ſelbſt aus genügender Erfahrung, daß Sorgloſigkeit und Schlamperei oft ſehr ſchwere Folgen zeitigen.

Ein Gehilfe verließ wegen Streites mit ſeiner Frau im Zorn die Station. Bei der Unterſuchung durch die Gemeindeälteſten, welche ſich ſofort ins Inland begaben, ſtellte ſich ſeine Schuld heraus. Er bat dringend um Schläge und erhielt ſie ſchließlich auf ſeinen Wunſch. Das war gegen meinen ausgeſprochenen Willen. Aber die Chriſten hielten es für richtig, und der Miſſionar war nicht dabei. Er meinte auch nicht, daß immer alles genau nach ſeinen Weiſungen gehen müßte. Die Leute wußten die erteilte Strafe vor der Gemeinde zu rechtfertigen.

Weit ſchlimmer war, daß ſich auf einer andern Station die Frau des tüchtigſten Gehilfen mit einem jungen heidniſchen Burſchen einließ und Ehebruch beging. Die Folge war, daß die Gemeinde dieſen begabten Miſſionsarbeiter abſetzte, obwohl ſeine Unſchuld ſonnenklar feſtgeſtellt wurde und obwohl ſelbſt der Miſſionar für ihn eintrat. Sogar die Heiden

proteſtierten heftig gegen die Abberufung ihres Lieblingsgehilfen. Sie wollten den Miſſetäter zur Sühne totſchlagen, dann ſollte der Gehilfe bei ihnen bleiben. Aber die Gemeinde war nicht umzuſtimmen; der Abgeſetzte durfte nie wieder auf ſeinen Poſten zurückkehren.

Auf einer dritten Station kam ein lediger Gehilfe mit einem Heidenmädchen zu Fall. Er bekannte nach gewaltiger Selbſtüberwindung die böſe Tat und wurde ſofort von ſeinen Kollegen in die Heimat zurückgeſchickt. Unter Jammern und Zagen ging er gehorſam nach Hauſe. Auch gegen dieſe Entlaſſung erhoben die Heiden den lebhafteſten Widerſpruch: „Es iſt verrückt, den Mann fortzuſchicken! Wir wollen, daß er bei uns bleibe!“ Als die Chriſten nicht darauf hörten, ſchrien ſie: „So bezahlt doch das Mädchen und gebt es ihm, dann iſt die Sache geregelt; es iſt ja niemandes Frau!“ Für die Gemeinde gab es keine Wahl, der Mann blieb entlaſſen.

Trotz dieſer bedauerlichen Sündenfälle bleibt es verwunderlich, wie ſich die braunen Chriſten im allgemeinen bewährt haben. Man muß bedenken, aus was für einer üblen Vergangenheit ſie ſtammten und in was für einer überaus verſuchungsreichen Umgebung ſie arbeiteten. Dieſe Menſchen ſtanden ja vor kurzem ſelbſt noch auf tiefſter Kulturſtufe, waren alle miteinander „erblich belaſtet“ und beſaßen von Natur weder Mut noch Willenskraft. Daß mit ſolchen Kräften eine derartige Arbeit überhaupt möglich iſt, wird immer ein Wunder der göttlichen Lebensmacht bleiben. Unſere Miſſion hat heute eine Menge ſolcher Gehilfen, teilweiſe auf den ſchwierigſten Poſten.

Die Sündenfälle richteten auch unter den Heiden keinen Schaden an. Luden einzelne Gehilfen Schmach auf ſich, ja

auf ihren ganzen Stand, so trat alsbald die Gemeinde auf den Plan und ihr gewaltiger Ernst wie ihr offenes Eingreifen zwang die Heiden wieder zu ungeteilter Bewunderung. „Die Christen sind gerade Leute. Sie vertuschen auch das für sie beschämendste Vergehen nicht. Ist der Boden in ihrem Hause schmutzig, so fegen sie ihn vor aller Augen. Ach, daß wir wären wie sie!“

32. Der Umschwung

Das Jahr 1916 verlief ohne aufregende Zwischenfälle. Die Willigkeit der Heiden, sich weisen zu lassen, trat allmählich deutlich in Erscheinung. Freilich gab es Widerspenstige, Gleichgültige genug; auch der Unverstand der Wohlgesinnten war oft unglaublich.

Am deutlichsten war die Wandlung zu spüren in der Geneigtheit, den Gehilfen junge Knaben zum Unterricht zu übergeben. Darin lag klar eine beträchtliche Lockerung der heidnischen Fessel ausgedrückt. Vorher wurde die Jugend mit wenigen Ausnahmen jedem Einfluß der Christen geflissentlich entzogen. So hatte in den ersten sieben Jahren keinerlei Schulunterricht gegeben werden können. Die paar Jungen, welche man auf die Missionsstation der fremden Weißen hatte gehen lassen, sollten dort nur die dringend benötigten Eisenwerkzeuge verdienen, die auf andere Weise nicht zu erlangen waren. Geld war ja im Hubelande völlig unbekannt. Jetzt konnten auf allen vier Stationen unter den rund achttausend Gebirgsbewohnern ausgebildete Lehrer angestellt und Schulen eingerichtet werden.

Ferner trat ein Verlangen der Alten zutage, den Einladungen der Sattelbergchristen in deren Dörfer Folge zu leisten. Die Heiden merkten bald, daß sie dort nicht bloß völlig sicher waren, sie spürten auch die Wohltat des herrschenden, für sie unerhört harmlosen Verkehrs der Leute unter sich, ohne jede Furcht vor Feinden, Zauberern und Geistern. Sie waren auch sehr empfänglich für die Freundlichkeit, mit der sie überall

von den Abgewaſchenen behandelt wurden. In der Tat, das waren gute Leute, wie man ſie bisher noch nicht kennen gelernt hatte. Und dieſe freundlichen Menſchen ſollten früher genau ſo häßlich, wild und böſe geweſen ſein wie ſie! Es war zum Staunen.

Nicht geringen Eindruck machte auch die gehobenere Lebensweiſe der Chriſten, die den Hinterwäldlern in ihrer Erbärmlichkeit als außerordentlich begehrenswert erſchien. Die Gottesleute waren fleißig, ſie hielten in ihren Dörfern auf Ordnung und Zucht. In den Heiden erwachte der Wunſch, den Chriſten nachzueifern. Drei Diſtrikte des Inlandes ſandten ſogar eine feierliche Botſchaft an die Sattelberggemeinde mit der aufrichtigen Bitte um Gehilfen. Sie wurden abgewieſen. Die vorhandenen Stationen ſeien genügend, man ſolle nur beſſere Wege anlegen.

Selbſt bei manchen Alten wurde der Widerſtand gegen das Chriſtentum ſchwächer. Man begann, für Gottes Wort Intereſſe zu bekommen. Man ſtellte den Geſandten Anutus Fragen, die von ernſtem Nachdenken zeugten. Ja ſchließlich redete man da und dort vom Abtun der Zauberei, ſogar vom Beſeitigen des Ngoſakultes. Doch an dieſem Punkte regte ſich noch die alte Leidenſchaft. Junge Männer äußerten manchmal ungeduldig: „Fort mit dem Ngoſa; er hält das Gute auf! Solange er herrſcht, kann das Chriſtentum nicht in unſere Herzen einziehen.“ Aber dann klang es ſofort drohend von ſeiten der Träger der Überlieferung: „Der Ngoſa iſt unantaſtbar! Laßt die Finger davon!“

Die Verhältniſſe lagen auf den vier Stationsgebieten keineswegs gleich. Der 1908 zuerſt beſetzte Diſtrikt Kulungtufu war naturgemäß allen anderen voraus.

Mittlerweile war noch ein Schüler aus dem Inlande nach dreijährigem Unterricht auf der Miſſionsſtation fertig geworden. Er ſtrebte mit ähnlichem Verlangen nach der Taufe wie Jakabonga. Kaum zu Hauſe angelangt, wollte man ihn umbringen, denn er trat mit Eifer gegen das Heidentum auf. Dadurch erregte er den Grimm der Alten. Der Anſchlag wurde den Gehilfen verraten. Zur Rede geſtellt, halfen ſich die Heiden mit einer halbwahren Ausrede: „Sein verſtorbener Vater hat eine Schuld nicht beglichen; der Sohn iſt haftbar dafür.“ Die Gehilfen ſtopften den abſcheulichen Schreiern ſofort den Mund; ſie bezahlten ohne Zögern den geforderten Preis.

Die beiden jungen Männer wirkten nun einträchtig zuſammen. Sie beſuchten miteinander und mit den Gehilfen alle Dörfer der Gegend. Sie redeten zu ihren heidniſchen Stammesgenoſſen von Anutu, dem Schöpfer, und von Jeſus, dem freundlichen Erlöſer auch der braunen Menſchen.

Im Jahre 1917 ſchrieb der Gehilfe Kupa an den Miſſionar einen Brief: „Könnten Jakabonga und Omoſi in dieſem Jahre nicht getauft werden? Etliche Ortſchaften ſind jetzt für das Chriſtentum entbrannt. Aber auch aus den anderen Dörfern ſtellen ſich manche Leute regelmäßig zum Hören des Wortes Gottes ein. Wird von irgendeiner Gegend eine Aufforderung zu einem Kriegszug in Geſtalt von Bogenſehnen an ſie geſandt, ſo werden dieſelben ins Feuer geworfen oder in Stücke gehauen. Tote werden ohne Rachegeſchrei ruhig begraben. Viel Zauberei hat man ſchon aufgegeben.... Ich ſage nicht, daß dies alles ſchon Wirkliches wäre, aber es ſind Anzeichen, daß die Leute ernſtlich nach Gott fragen. Gewiß ſind ſie noch überaus ſchwach. Ich ſende Jakabonga und

Omosi selbst zu euch; sie können euch das Nähere erzählen....“

Vierzehn Tage später kam die Nachricht, vier weitere junge Hubemänner hätten um Taufunterricht gebeten.

Nach Beratung mit der Gemeinde wurde als Tauftermin für die beiden Erstlinge der 22. Juli festgelegt. Aber schließlich war der Missionar nicht abkömmlich. Ein nochmaliges Verschieben der Feier empfahl sich nicht. So erhielten in ernster Gemeindeversammlung die zum Fest abgeordneten Vertreter die Vollmacht, den obersten Gehilfen Kupa mit dem Taufrecht für diesen Fall zu betrauen. Der Mann weigerte sich lange. Erst als die Abgeordneten versicherten, die Verantwortung mit ihm tragen zu wollen, gab er sich zufrieden: „Wir alle sind's, die im Namen Gottes taufen; ich will nur die vollziehende Hand sein.“

Daß die Sippen jetzt mit der Taufe ihrer Angehörigen einverstanden waren, bewiesen sie schon damit, daß sie zehn Schweine zur Bewirtung der vielen geladenen Gäste zur Verfügung stellten. Aber sie sollten ihre Stellung zum Christentum auch noch offen vor allen Umwohnern zum Ausdruck bringen. Es wurde kein Zweifel über die Bedeutung dieser ersten Taufe für den ganzen Stamm gelassen: „Die Taufe der beiden jungen Männer und euere Zustimmung dazu bedeutet die Aufnahme des Christentums in euere Mitte. Sie bedeutet den Sturz des Heidentums. Seid ihr alle damit einverstanden?“ Etliche Stunden später erfolgte die Willenskundgebung des Volkes.

Alle Heiden der in Betracht kommenden Ortschaften kamen mit lodernden Fackeln und Feuerbränden angezogen, Männer, Frauen und Kinder. Aus der Versammlung rief der zum

Sprecher ernannte Führer mit lauter Stimme: „Wir geben die alten bösen Lügen auf. Das alte heidnische Feuer erlischt. Anutu möge uns ein neues anzünden!“ Damit stießen sie die Brände auf die Erde, daß die Flammen sofort erstarben. Und wie dumpfer Donner kam es entschlossen aus den Kehlen der braunen Schar: „Oong!“ d. h. ja, so ist es.

Am nächsten Tage fand unter innerster Anteilnahme alles Volkes die ebenso einfache als alle Herzen ergreifende Tauffeier statt.

33. Der Fall der alten Festung

Feierlich gegebene Stammesbeschlüsse gelten als unverbrüchlich und pflegen sorgfältig gehalten zu werden. In diesem Falle bedeutete der Beschluß ein Aufgeben jeder eigentlichen Feindschaft gegen das Christentum, dem Heimatrecht zuerkannt wurde. Nicht mehr und nicht weniger. Das Versprechen ist auch gehalten worden.

Die Frage des Ngosakultes mußte natürlich sehr bald aufs neue auftauchen. Nicht als ob man wieder ein Fest hätte veranstalten wollen. Aber die Jugend sah im Ngosa die Verkörperung des Alten und das eigentliche Zentrum des Heidentums. Man hätte den Ngosa auch allmählich absterben lassen können. Aber es war nicht mehr wie früher, wo die Missionare allein alles bestimmten und den Ton angaben. Man hatte urteilskräftige Christen und eine mitredende Gemeinde. Die aber traten für offenes Abtun des Alten ein. Selbst die entschiedensten Elemente unter den aufgewachten Heiden sprachen sich gegen ein langsames Hinwelken desselben aus: „Der niedergehauene Stamm des Sangibaumes schlägt wieder aus und treibt Wurzeln, nur der entzweigeschlagene mit dem bloßgelegten Kern ist endgültig erledigt."

Doch zunächst galt es noch zu warten. Erst sollten die anderen Distrikte reifer werden. So veranstalteten die Gehilfen mit ihren Vertrauten allenthalben große Volksversammlungen. Die Beratungsgegenstände waren dem Verständnis der Leute angepaßt und durchaus praktisch gehalten. Es kam überall zu ungemein lebhaften Auseinandersetzungen. Hier hatten die eingeborenen Christen ein Gebiet, auf dem sie eine

erstaunliche Meisterschaft bewiesen. Ohne Frage begingen sie manchen Fehler; aber die Durchschlagskraft ihrer echt papuanischen Beweisführung war oft in der Tat verblüffend. Und wie ergänzten sie sich gegenseitig! Wußte der eine nicht weiter, so sprang ein anderer zu Hilfe. Bezeichnend ist der Ausspruch eines Heiden: „Die Christen vermögen mit ihrem Munde Bäume auszureißen."

Schließlich fand im Oktober 1917 in allen Distrikten die Veröffentlichung des Agosa statt. Dieses Bollwerk des alten Heidentums sollte gründlich zerstört werden. Der Missionar und die Christengemeinde wurden eingeladen. Die Aufmachung war ganz neuguineanisch. Das Getümmel war gewaltig. Die Gesinnung erschien wenig geistlich, so daß sich ein Christ von europäischer Prägung wohl hätte entsetzen können. Keine feierliche Stille! Weder Predigt, noch Gesang, noch Gebet! Und dennoch Verkündigung des Wortes Gottes. Dennoch der verwunderliche, wenn auch wilde Ernst eines sich eben aus dem rohesten menschenfresserischen Heidentum emporringenden Papuastammes. Dennoch das tiefe Sehnen von grausamer Furcht gequälter Menschenherzen nach Frieden mit Gott, mit ihrem großen Anutu. Wie habe ich manchmal über den guten Willen dieser Jammermenschen staunen müssen, die so gräßlich und häßlich, so schmutzig und schmierig waren, äußerlich sowohl als innerlich!

Das Volk war aufgewacht. Das konnte keine Frage sein. Aber dies war die Schwierigkeit: Wie sollte man die ungeheuer ruppigen, ungehobelten Gesellen nun zu Jesus führen? Wie war ihre Sündenerkenntnis zu vertiefen, auf Grund deren dann ein lebendiges Heilsverlangen und eine echte Heilserfahrung wachsen konnten?

In den jetzt regelmäßig am Samstag und Sonntag stattfindenden Volksversammlungen behandelten die Gehilfen alle Volkssünden und Schäden. Es war merkwürdig, wie diese Arbeit auch in die Tiefe wirkte. Viele bekannten ihre Sünden, öffentlich oder unter vier Augen.

Aber man redete nicht nur über die Volkssünden, man ging ihnen auch ernsthaft zu Leibe. Alles Volk konnte dabei mithelfen. Man merkte jedoch sehr bald, daß Torheit, Trägheit, Unfähigkeit, Ungehorsam, Eigennutz, Rachsucht und anderes alteingefleischte Übel waren, mit denen man nicht so leicht aufräumen konnte. Trotzdem muß der Fortschritt als gewaltig bezeichnet werden. Das Aufgeben der heidnischen Freßgelage, Feste und Tänze mag man nicht hoch einschätzen. Höher zu werten ist der unermüdliche Kampf gegen Zauberei und Aberglaube, der in weitem Umfang erfolgreich war. Weitaus am schwersten ist die Überwindung der Bosheit des Herzens durch den Geist Jesu Christi. Gerade der praktische Kampf gegen Volksschäden und heidnische Übel erwies sich als der beste Weg, auf dem die einzelnen zur Erkenntnis ihres Verderbens wie ihrer Schwachheit kamen.

Einmal hörten zwei Gehilfen, die sich zum Schlafe niedergelegt hatten, einen Heiden für sich beten: „O Anutu, ich will deinen Weg gehen, aber ich weiß nicht, wie ich es machen soll. Ich möchte nicht wieder vergessen und verderben, was ich Gutes gehört habe!“ Dieses Gebet wird treffend die Stimmung wiedergeben, die in vieler Herzen herrschte.

34. Die Erziehung

Ein Kind muß erzogen werden; ein lebendig gewordener Heidenstamm nicht minder. Die Aufgabe ist riesengroß. Menschenseelen zu führen ist schwierig, einen ganzen Stamm von Tausenden zu erziehen ist noch schwerer, denn die zweite Aufgabe schließt die erste ein. Das Gewicht der Verantwortung beugt den Missionar und treibt ihn zu Gott, ohne dessen Geist das Ziel nicht zu erreichen ist.

Auch die Muttergemeinde half mit. Abordnungen besuchten die Hubedistrikte und überwachten die Entwicklung; sie griffen ein, wo es notwendig erschien, sie ordneten, mahnten, schalten. Es kam unter den achttausend Menschen ja alles vor; alles von der dunkelsten Schlechtigkeit bis zum lichtesten Guten. Es gab die verschiedensten Leute, jede Qualität war vertreten. Einmal schrieb ein Gehilfe: „Jetzt kommen die Männer und bekennen alles. Manches ist so greulich, daß ich mich darüber entsetzen muß, und es ist so viel, daß mir das Anhören weh tut....“ Hier droht ein durchtriebener alter Schurke einem andern Kumpan noch mit Verzaubern, wenn er ihm nicht ein Schmuckstück ablasse. Dort kommt es bei einem Begräbnis zum Streit, wobei man zwar nicht mehr aufeinander schießt, aber sich mit Bogen und Stöcken die harten Schädel drischt. Einem Toten gibt man etliche Zehnpfennigstücke in die Hand, damit er sich bei Anutu den Eingang in den Himmel erkaufe. Eine Frau ist über ihr verkrüppeltes Kind entsetzt und schlägt es tot. Ein Alter wird von jungen Männern wegen seiner Bosheit getadelt. Das kränkt ihn dermaßen, daß er hingeht und sich von einem Felsen hinabstürzt. Alle Misse-

täter werden vor die Volksversammlung gestellt und gestraft. Früher hätten sie wild zur Waffe gegriffen und sich wütend zur Wehr gesetzt; jetzt lassen sie sich jede Strafe auferlegen. Und das Seltsame: Diese Volksversammlung besteht aus lauter Ungetauften, ist also „heidnisch"!

Diese Leute sind es, an die der Ruf ergeht: „Ein Weg soll im Gebirge gebaut werden, zwanzig Kilometer lang!" Das Gelände ist furchtbar zerrissen und steil. Es steigt tausend Meter in die Höhe, um dann fast ebenso tief hinabzufallen. Der Weg ist für — Anutu. Er braucht ihn nicht selbst, aber der Missionar wird ihn gehen, die Christen werden ihn beschreiten, die Heiden werden sich darauf zum Gottesdienst begeben. Wer wird sich einstellen von denen, die vor kurzem noch für so etwas keinen Finger rührten? Sie kommen zu Hunderten! Sie arbeiten und plagen sich wochenlang. Die Männer graben, die Frauen und Mädchen schleppen vier bis sechs Stunden weit das Essen herbei. Die Menschen hungern oft und frieren, dabei verdienen sie keinen Pfennig. Alles ist freiwillige Leistung.

Dieselben Leute begehren dringend Taufunterricht. Sie wollen nicht dumm und gottfern bleiben. Aber nun heißt es lernen. Etwa zwanzig biblische Geschichten sollen sie in ihren alten, verknöcherten, jedes Lernens gänzlich ungewohnten Schädel eintrichtern. An einer einzigen Geschichte mühen sie sich wochen-, ja monatelang. Es sind Menschen, über deren hoffnungslos verrammelte Gehirne selbst die braunen Gehilfen oft verzweifelt die Hände ringen. Einer schrieb: „...Sie plagen sich und wir plagen uns mit ihnen, daß uns die Köpfe zerspringen möchten, und es geht doch nicht." So schinden sich die Leute zwei, drei Jahre lang.

Dann kommt der Missionar, um zu prüfen. Sie hoffen, daß ihre Mühe endlich belohnt werde, daß sie frei werden, um ihre Felder ordentlich bebauen, ihre Schweinezucht besser betreiben zu können, denn alles bleibt bei der zeitraubenden Kopfarbeit liegen und stehen. Der Missionar aber schüttelt den Kopf: „Das Wissen reicht nicht und der Wandel genügt ebensowenig." Den Menschen ist das Heulen nahe. Einer seufzt heraus, was alle empfinden: „Wir möchten gut sein, warum sind wir denn so schlecht?" Andere bitten die Gehilfen: „Sagt uns doch, wie sollen wir die alte, unbändige Natur zähmen? Wir bitten Anutu um ein neues Herz, aber wir bekommen es nicht. So helft ihr uns doch! Haut uns durch, nur versagt uns die Taufe nicht!"

Etliche waren schon mehrfach vom Missionar zurückgestellt, nun abermals. Wieder fehlte es an allen Ecken und Enden. Da bäumt es sich in ihnen auf: „Ja, wir sind dumm wie die Nacht, schlecht wie die feldverwüstenden Wildsäue. Aber wie sollen wir besser werden? Erlangen wir diesmal die Taufe nicht, so kehren wir heim und kommen nicht wieder, denn alle Hoffnung ist verloren."

Ein solcher Heide hatte bei Gelegenheit eines Besuches bei den Sattelbergchristen Feldfrüchte gestohlen. Daheim bekam er Gewissensbisse. Er holte für die entwendeten Knollen Ersatz aus seinem Felde und lief zwei Tagereisen weit, um seine Schuld zu bekennen und den Schaden zurückzuerstatten.

Ein solcher Heide war es auch, der in seiner Krankheit zu Gott betete: „O Anutu, ich möchte zu Dir, aber ich finde den Weg nicht!" Später hörte man ihn rufen: „Jesus, Jesus!" Dann starb er. Unter einem solchen Volk wird die Tauffrage zur schwierigsten Erziehungsfrage.

35. Ausblick

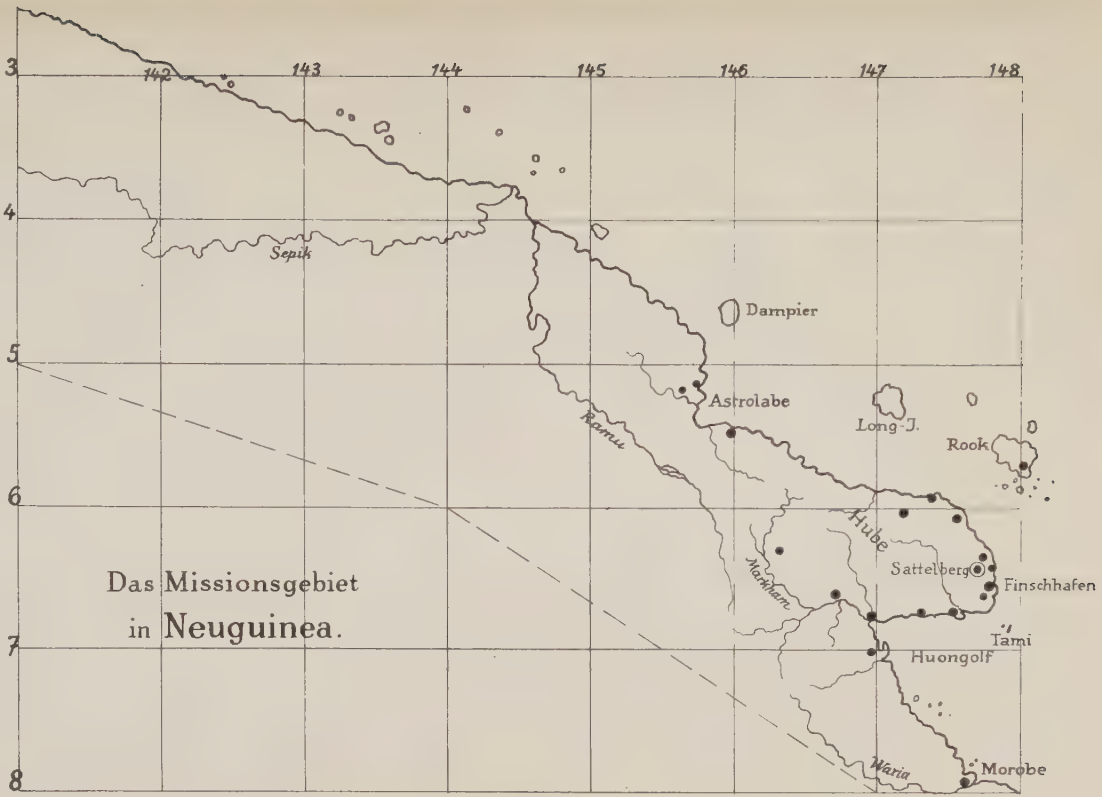
So weit, wie bisher beschrieben, habe ich die Entwicklung selbst erlebt. Darum will ich hier abbrechen.

Einige Monate nach meiner Abreise, am 10. Oktober 1920, hat mein Nachfolger Leonhard Flierl eine kleine Schar von 44 Männern und Frauen aus den Hube getauft; heute, nach weiteren neun Jahren, sind es 4000 Christen.

Die Station Sattelberg hat jetzt also rund 6000 Getaufte. Kâte und Hube sind zwei Teile einer Gemeinde geworden. War die Kâtegemeinde früher die „Mutter", so bezeichnet man sie seit Jahren schon als den „älteren Bruder".

Das Leben wogt ständig auf und ab, ein Zeichen, daß doch Leben da ist. Aber wie wird es weitergehen? Weiß ich es?

Fest steht nur eins: Dieses lebende, webende Gemeindegebilde kann bei falscher Führung nach einer Reihe von Jahren ruiniert sein. Es brauchte nur etwa so behandelt zu werden wie eine europäische Gemeinde. Es kann aber auch bei richtiger Führung nach zwanzig Jahren noch ebenso kräftig leben wie heute. Völlig befriedigend wird es nie werden, tadellos wird es noch weniger sein. Möge Gottes Gnade über der Gemeinde walten! Möge ihr allezeit lebendig vor Augen stehen — ihr Anutu!


142
143
144
145
146
147
148
3
4
5
6
7
8
Sepik
Dampier
Astrolabe
Long J.
Rook
Ramu
Hube
Markham
Sattelberg
Finschhafen
Tami
Huongolf
Maria
Morobe
Das Missionsgebiet
in Neuguinea.